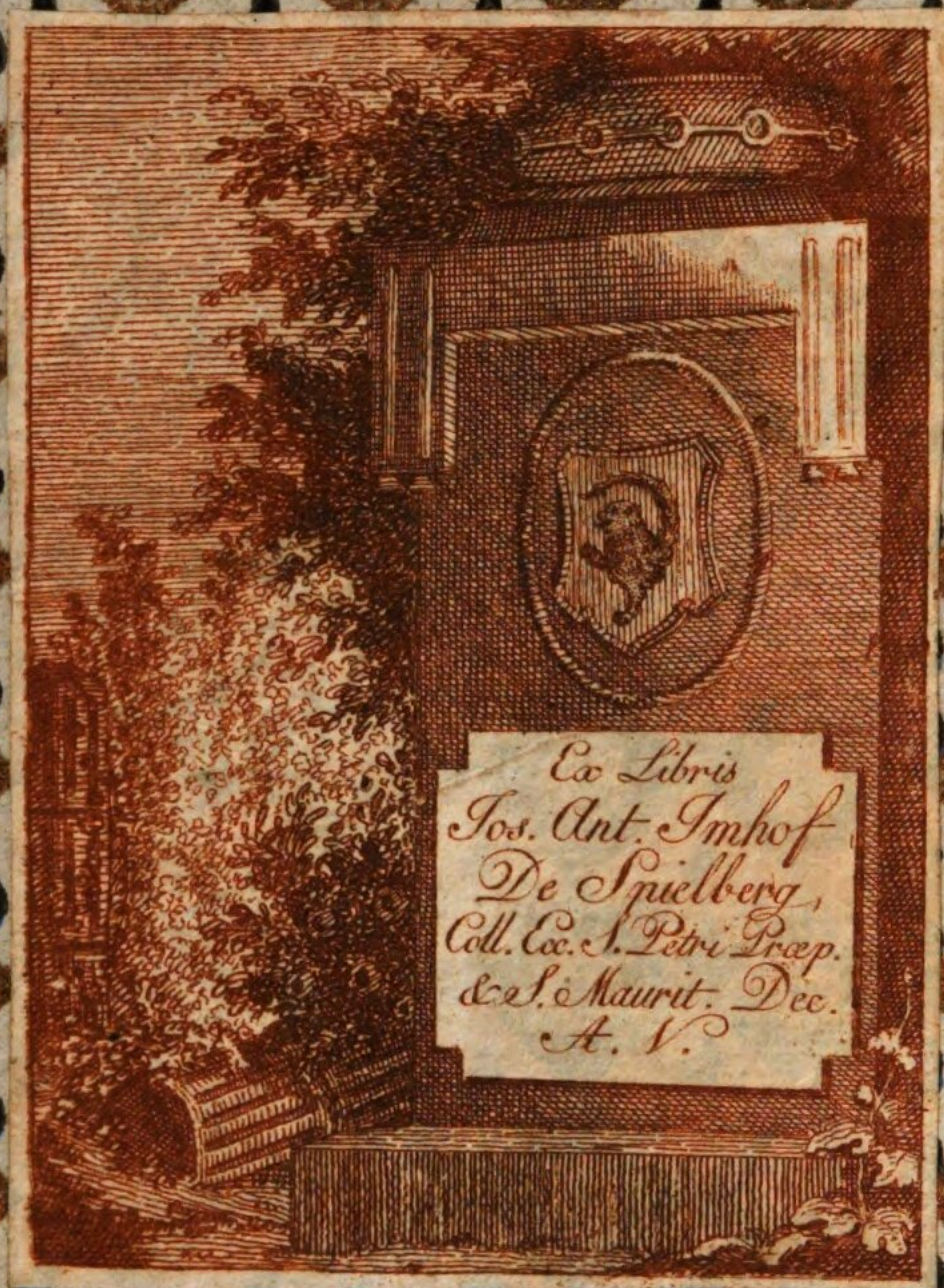




*Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Eccl. S. Petri Præp.
& S. Maurit. Dec.
A. V.*

LA 4809

2



Castanzo, Castanza.

D I E
N Ä C H T E
D E S

STRAPPAROLA VON CARAVAGGIO.



A U S D E M

ITALIÄNISCHEN ÜBERSETZT.

ZWEYTER THEIL.

W i e n ,

gedruckt und verlegt von Ignaz Alberti.

1791.

D I E
N Ä C H T E
D E S
STRAPPAROLA VON *CARAVAGGIO*.

ZWEYTER THEIL.

VIERTE NACHT.

Die ganze Gesellschaft war versammelt, und es ward das Loos gezogen: es traf Erithräen, und sie begann nun ihre Erzählung.

ERSTES MÄHRCHEN.

Isotta.

In Bergamo, einer Stadt der Lombardie, wohnte Pietro Maria ein sehr vermöglicher Mann. Er hatte zwey Söhne, von de-

nen der eine Emilian, der andere Lucaferro hieß. Er besaß unweit von der Stadt zwey Gütchen; das eine hieß Ghorem, das andere Pedrenich. Als der Vater gestorben war, entschieden die zwey Söhne durchs Loos, welchem das eine oder das andere Gut zufallen sollte. Emilian erhielt Pedrenich, und Lucaferro Ghorem. Emilian hatte die schönste Herde Schafe, und eine Meyerey von den schönsten Kühen. Travaglino, ein treuer, nüchterner Mann, war sein Meyer der alles mit unablässigem Fleisse besorgte.

Unter den Stieren, die in der Meyerey waren, zeichnete sich einer durch besondere Schönheit aus. Er war schneeweiß, und in der Sonne glänzte er, wie geschmolzenes Silber. Auch hatte er keinen so trägen Gang, wie seine Mitstiere; sondern erging stattlich daher, wie der Hirsch im Walde, und hatte Blicke, die man von einem Ochsen nimmermehr erwartet hätte. Emilian hielt ihn auch so lieb und werth, daß er ihm die Hörner mit dem feinsten Golde vergolden ließ; und so oft Travaglino nach Bergamo kam, erkundigte

sich Emilian immer ausdrücklich nach dem Wohlbefinden seines Stieres mit den goldenen Hörnern.

Eines Tages war Emilian eben mit seinem Bruder Lucaferro im Gespräche begriffen, als Travaglino dazu kam, und seinem Herrn einen Wink gab, daß er ihn allein zu sprechen wünsche. Es fiel seinem Bruder auf, daß er ihn, und öfters auch andere Bekannte, verlassen, um mit einem Meyer zu sprechen; obschon es ihn aber verdross, schwieg er doch stille. Er war aber nicht immer derselben Laune, und als sich Emilian wieder eines Tages mit dem Meyer entfernen wollte, brach er voll Unwillen in einen Verweis aus.

Emilian antwortete ihm aber ganz gelassen: „Lieber Bruder, es hat nicht Noth, daß du dich so heftig erbitterst. Travaglino ist ein treuer rechtlicher Mann, in dessen Händen ein beträchtlicher Theil meines Vermögens steht.“

Das verdross Lucaferro noch mehr. „Gut,“ sagte er; „du prahlest mit der Rechtlichkeit dieses Menschen; ich versichere dich aber, daß er der untauglich-

ste, und unrechtlichste Mann ist, dem du dich hättest anvertrauen können."

„Gewiss hast du Unrecht, erwiederte sein Bruder; „denn Travaglino sagt in seinem Leben keine Lüge."

„Was gilt die Wette," fuhr Lucaferro fort, „wenn er dich belügt?"

„Alle meine Güter," sagte Emilian, der nun ebenfalls immer hitziger ward. Lucaferro schlug hastig ein, und ließ alsobald eine Urkunde darüber nach aller Form Rechtens verfassen, die auch unverzüglich von beyden unterfertigt ward.

Lucaferro ging nun immer voll Trübsinn im Hause herum; denn die Wette, und sein Verlangen, sie zu gewinnen, nahm ihm Tag und Nacht seine Ruhe. Bald warf er die Augen hin und her; bald stand er eine Stunde auf demselben Flecke, und zählte heimlich an den Fingern; bald schlug er sich mit geballter Faust vor die Stirn; kurz, man sah aus allen seinen Handlungen klar und deutlich, daß ihn ein böser Dämon befahren habe, der ihn nun unablässig peinige.

Isotta, sein Weib, bemerkte dieses selt-

same Betragen ihres Mannes nicht ohne Herzensangst; denn sie fürchtete, es stehe ihrem Hauswesen ein grosses Unglück bevor, oder ihr Mann wisse sich eines schweren Verbrechens schuldig. Sie ergriff denn die nächste Gelegenheit, und fragte ihn um den Grund dieser sonderbaren Weise.

Lucaferro fertigte sie eben ganz kurz ab, und sagte nur: „Schweig’ still“, und mache mir nicht mehr Verdruss, als ich ohne dieß habe!“ Wie aber nun einmahl die Weiber sind, so war auch Isotta. Sie lag ihm so lang’ an, bis sie durch Schmeicheleyen das ganze Geheimniß heraus hatte. Nun wendete sie sich mit fröhlicher Miene zu ihm, und sagte: „Das ist also, was dir so am Herzen liegt? — Weiter nichts? So laß es immerhin gut seyn; da wollen wir leicht Rath schaffen. Ich gebe dir mein Wort, daß der ehrliche Travaglino seinem Herrn nicht eine sondern tausend Lügen aufbinden soll.“

Lucaferro faßte nun Muth; und da Isotta wußte, daß der Stier mit den goldenen Hörnern so sehr in Emilians Gnaden stehe, so legte sie ihren Plan mit vieler

Klugheit auf diesen an. Sie kleidete sich denn ganz anmuthig, brachte die Haare in nachlässige Ordnung, ging allein von Bergamo ab, und gerade nach Pedrenich, in Emilians Meyerhof, wo sie Travaglino fand, der eben Käse machte.

Sie hüpfte fröhlich zu ihm, und sagte: „Guten Morgen, lieber Travaglino! ich bin gekommen, um bey dir zu frühstücken, von deiner Milch zu trinken, und von deinen Laiben zu kosten.“

Travaglino war betroffen; denn sie sah so lieblich aus, daß es den ältesten Greis hätte reitzen müssen; er antwortete in der sichtbarsten Verwirrung: „Herzlich willkommen, liebe Frau! Setzt euch.“

Sie setzte sich nun mit schalkhaftem Lächeln recht eng' an ihn, und er breitete ein reines Tuch über seinen Tisch, brachte einen schön bemahlten Topf mit der besten Milch, und Käse, und schönes weißes Brot. Ihre Freundlichkeit, und selbst ihr Besuch kamen ihm so seltsam vor, daß er sich den Grund davon gar nicht enträthseln konnte. Da sie immer freundlicher ward, und ihn vollends in

seine rauhen Backen kneipte, meinte er erst, den Schlüssel zum Geheimnisse gefunden zu haben.

Endlich stand Isotta auf, und sagte: „Mein lieber Travaglino, du wirst zu müde werden. Komm, ich will dir helfen Käse machen. Sie streifte nun hurtig die Ärmel zurück, und wies ihrem Hauswirthe die weissen, runden Arme, die wie frisch gefallener Schnee ausfahen. Sie half ihm wacker arbeiten; da nun sich vom Gewand' immer ein Stück um das andere verschob, ward Travaglino so verwirrt, dafs er beynahe nicht mehr fortarbeiten konnte. Isotta wufste seine Stimmung so gut zu benutzen, dafs er allmählich mutziger ward, und sie endlich voll Feuer zu küssen wagte. Isotta nahm es nicht übel auf, sondern stellte sich vielmehr an, als ob sie selbst nun ihrem Wunsche näher käme. Endlich sagte sie: „Lieber Travaglino, du könntest mir eine ungemein grosse Gefälligkeit thun. Wenn du mir sie nicht verweigerst, will auch ich dir nichts verweigern, du magst begehren, was es sey.“

„Edle Frau,“ sagte Travaglino, dem die

Backen glühten; „verlangt nur; verlangt nur; und wenn ihr mein eigenes Leben fordert, so werd' ich sagen: nehmt es, und werde mich noch darüber freuen.“

„Ihr seyd auch gar zu gut,“ sagte Isotta, und küßte ihn. Es ist ja eben nichts so Wichtiges, was ich verlange. Ich bitte dich nur um den Kopf des Stieres mit den goldenen Hörnern; gibst du mir ihn, dann ist die Reihe zu verlangen an dir.“

Travaglino stutzte nicht wenig; seine Leidenschaft siegte aber, und er sagte in sichtbarer Angst: „Sonst verlangt Ihr nichts, edle Frau? — Wartet ein wenig, und euer Wille ist in wenigen Minuten erfüllt.“

Sofort eilte er hinaus, schlug dem Stiere den Kopf ab, steckt' ihn in einen Sack, und bracht ihn der schönen Isotta herein. Isotta war voller Freuden, gewährte ihm die Bedingung, und trollte sich geschwinde fort.

Nun stutzte Travaglino noch ungleich mehr, als zuvor; nun fiel es ihm erst auf, was Isotta für eine Absicht haben konnte. Er wußte sich nicht zu rathen und nicht zu helfen: er sann hin und her,

was er seinem Herrn antworten sollte, wenn er ihn nach den Stiere mit den goldenen Hörnern fragen würde; es wollt' ihm aber gar nichts einfallen. Er nahm endlich einen Ast von einem Baume, steckt' ihn in die Erde, behing ihn mit einen alten Gewande, und bildete sich ein, er sey sein Herr. Er ging zur Thüre hinaus, pochte an, und trat wieder ein. „Guten Morgen, mein edler Herr Emilian!“ sagte er, und antwortete sich selbst: „Schönen Dank, mein lieber Travaglino! wie geht dir's? warum hast du dich schon einige Tage nicht bey mir sehen lassen?“

„Alle Hände voll Arbeit, mein edler Herr Emilian: man kann gar nicht abkommen.“

„Und was macht mein lieber Stier mit den goldenen Hörnern?“

„Werdet nicht ungehalten, mein edler Herr Emilian! Im Walde haben ihn die Wölfe zerissen, und rein aufgefressen.“

„Und wo ist die Haut und der Kopf sammt den goldenen Hörnern?“

Da wufste Travaglino nicht weiter zu antworten; er schlug sich voll Verdrufs

an die Stirn, ging noch ein Mahl zur Thüre hinaus, pochte neuerdings an, und begann, nachdem er eingetreten war, abermahls: „Guten Morgen, mein edler Herr Emilian!“

„Schönen Dank, mein Travaglino! wie steht es ums Hauswesen? was macht mein lieber Stier?“

„Ich befinde mich wohl, Gott sey's gedankt! aber der Stier, mein Herr Emilian, ist mir des Nachts aus den Stalle gebrochen, hat sich mit anderen Stieren in einen Kampf eingelassen, und ist umgekommen.“

„Wo ist aber die Haut, und der Kopf?“

Da wufste Travaglino abermahls nicht weiter; er wiederholte es noch einige Mahle; aber immer stockte er bey derselben Frage.

Unterdessen war Isotta zu ihrem Manne nach Hause gekommen. Sie erzählte den Hergang ihrer List, wies ihm den Kopf des Stieres, hüthete sich aber gut, ein Wort von den Hörnern zu verlieren, die sie ihrem Lucaferro aufgesetzt hatte, die, wenn auch nicht von Golde, doch wenig-

stens zwey Mahl so groß, als jene des Stieres, waren. Lucaferro war nun innigst vergnügt, und der vollen Überzeugung, daß er Emilians Güter bereits so gut als im Besitze habe.

Während das Ehepaar mit einander jubelte, hatte Travaglino seinen Versuch noch einige Mahle wiederholt, und da es ihm durchaus nicht gelingen wollte, hatte er sich voll Unwillen auf den Weg gemacht, und war gerade nach Bergamo zu seinem edlen Herrn Emilian gegangen, in der letzten Hoffnung, daß sich der Nebel, der auf seinem Gehirne lag, durch die Bewegung vielleicht lüften dürfte. Er kam an, und Emilian sagte: „Nun mein lieber Travaglino, warum hab' ich dich so viele Tage schon nicht gesehen, und warum hast du nicht wenigstens etwas von dir hören lassen?“

„Mein werther Herr,“ antwortete Travaglino, „man hat einmahl gar zu viel zu thun.“

„Und was macht mein Stier?“

Da ward Travaglino über und über roth; er wollte sich entschuldigen, stotterte aber,

und schlug endlich den klügsten Weg ein; denn er entdeckte seinem Herrn aufrichtigen Herzens die ganze Geschichte, wie sie war. Emilian bewunderte die Offenherzigkeit seines Travaglino, und vergab ihm seine Schwäche. Sie gingen nun beyde gerade zu Lucaferro, der garstige Gefichter schnitt, als er die Geschichte erfuhr. Was Isotta für eine Miene dazu machte, weiß man nicht; denn sie hüllte ihr Gesicht ins Schnupftuch, und weinte bitterlich vor Scham und Ingrimm.

* * *

Fiordiana begann nun zu erzählen,

ZWEYTES MÄHRCHEN.

Richard, König von Theben, und seine Töchter.

Zu Theben, der vornehmsten Stadt des alten Ägypten, herrschte vor uralten Zeiten ein König, der Richard hieß; ein Mann von hoher Weisheit, und uner-

gründlicher Wissenschaft. Er hätte gar zu gern einen Leibeserben hinterlassen, und vermählte sich daher mit Valerianen, der Tochter Martians, des alten Königs von Schottland, einem edlen, schönen Fräulein, das niemand anders, als mit Herzenslust, ansehen konnte. Mit dieser erzeugte er drey Töchter, welche ihrer Mutter an Lieblichkeit und Schönheit nichts nachgaben; die eine hieß Valentina, die zweyte Dorothea, und die dritte Spinella. Da Richard eines Tages erwog, wasmaßen seine geliebte Gattinn nicht mehr im Stande sey, seine Nachkommen zu vermehren, und seine Töchter reif genug wären, um sich zu vermählen; so beschloß er, alle drey standesmäßig zu verheirathen, das Reich in drey Theile zu theilen, und für sich nicht mehr zu behalten, als er zu seinem Lebensunterhalte unumgänglich vonnöthen hätte. Er führte auch seinen Entschluß ohne Verzug aus.

Die drey Töchter waren bald mit drey mächtigen Königen verbunden; die eine an den König von Sardinien, die zweyte an den König der Gothen, und die drit-

te an den König der Scythen. Jede bekam einen Theil des väterlichen Reichs zum Brautchatze, und auf einem kleinen Striche Landes lebte der gutherzige Richard mit seiner Gemahlinn in voller Zufriedenheit und Ruhe.

Nach wenigen Jahren begab sichs, daß die Königin wider alles Vermuthen schwanger ward, und eine sehr schöne Tochter zur Welt brachte, die dem Vater nicht weniger lieb war, als seine drey andern Töchter. So freudig aber der Vater über diese Geburt war, so bestürzt war die Mutter, indem das Reich schon in drey Theile getheilt war, und sie daher nicht abfah, wie sie diese vierte Tochter werde gehörig ausstatten können. Sie wollte sie daher auch gar nicht wie ihre Tochter behandeln, sondern übergab sie einer gefunden Amme, der sie streng^r einschärfte, alle mögliche Sorgfalt für das Kind zu tragen, und nichts zu verfäumen, was zur Erziehung eines adeligen Mädchens gehörte. Die Prinzessin, welche Costanze hieß, wuchs unterdessen schnell fort, und nahm mit jedem Tage

an Reitze zu; auch kam die sorgfältige Amme den Aufträgen der Königin genau nach. Als sie zwölf Jahre alt war, konnte sie schon sticken, singen, tanzen, und verschiedene Instrumente spielen. Nebenbey hatte sie sich auf verschiedene andere schöne Künste verlegt, mit denen sie sich bey Tag' und Nacht verweilte. Über dieß hatte sie auch manches erlernt, welchem sich nur Männer widmen; sie konnte Pferde regieren, fechten, und ringen. Durch diese seltenen Eigenschaften hatte sie die Liebe ihrer Ältern vollkommen gewonnen. Da sie nun ebenfalls heirathmäßig war, quälte sich der König sehr, daß er sie nicht ausstatten konnte, und berathschlagte sich oft mit seiner Gemahlinn, was in der Sache zu thun wäre. Die Mutter vertraute immer auf die vortrefflichen Fähigkeiten ihrer Tochter, und tröstete ihren Gemahl damit, daß sie irgend ein mächtiger König um derselben willen ohne Brautschatz zur Gemahlinn nehmen würde.

Es währte nicht lange, so fanden sich auch mehrere Freyer, die sich um Co-

(Nächte. II. Th.) b

stanzen bewarben, und unter denen sich Brunello, der Sohn des grossen Marquis von Viviana befand. Der König und die Königin liessen nun die Prinzessin rufen, begaben sich mit ihr in ein Nebenzimmer, und der König sprach: „Geliebte Tochter, nun ist der Zeitpunkt, dich zu verheirathen, gekommen, und wir haben einen Mann für dich gefunden, der, wie wir wenigstens hoffen, ganz nach deinem Geschmacke seyn wird. Er ist der Sohn des Marquis von Viviana, mit dem wir in guter Freundschaft leben; er heisst Brunello, und ist ein Jüngling von so entschiedenen Verdiensten, dass alle Welt mit Ehrfurcht und Freude von ihm spricht.“

„Bester Vater,“ antwortete Costanze, „ich dank’ euch für eure besondere Aufmerksamkeit und Gnade; erlaubt mir aber, dass ich euch mein Herz ergielse, und alles entdecke, was ich von der Sache denke. Ich will den Grundsätzen meines edlen Stammes treu bleiben, und will keinem die Hand reichen, der im Rang’ unter uns ist. Ihr habt drey Töchter; sie

und an Könige, und mit einem beträchtlichen Brautschatz' ausgestattet; warum soll gerade' ich mich erniedrigen, da ich euch doch immer gehorsam, und in allem nach eurem Willen war? Ja, bester Vater, wenn sich nicht auch für mich ein König findet, werd' ich keinem die Hand reichen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich von ihren Ältern, denen die Augen voll Thränen standen, bestieg ein wackeres Pferd, und ritt ganz allein aus Theben, wohin sie das Pferd trug. Sie änderte ihren Namen, und liess sich anstatt Costanza immer Costanzo nennen. Sie reis- te so durch viele Berg' und Thäler, sah verschiedene Menschen, und hörte verschiedene Sprachen. Endlich kam sie eines Tages in einer grossen berühmten Stadt an, welche Costanz hiess, in welcher damahls Cacco, König von Bithinien, herrschte. Sie ritt durch verschiedene Gassen, bewunderte die herrlichen Palläste, die schönen, geräumigen Strassen, die klaren Quellen, und kam endlich auf den grossen Platz. Hier stand der Pallast

des Königs, der beynahe ganz von dem seltsamsten Marmor gebauet war. Der König selbst stand eben auf einem Altane, von dem er den ganzen Platz übersehen konnte. Die Prinzessin zog ihren Hut ab, und grüßte ihn: dem Könige gefiel aber dieser auffallend schöne Jüngling so gut, daß er ihn zu sich rufen ließ. Die Prinzessin kam, und der König fragte sie, woher sie des Weges käme, und wie sie hiesse.

Der schöne Jüngling antwortete mit einer lächelnden Miene, er komme von Theben, und heiße Costanzo: seine Absicht aber sey, einen guten Herrn zu finden, bey dem er in Dienste treten könne, dem er auch, wenn er ihn gut hielte, mit aller Sorgfalt und Treue dienen wolle.

Der König konnte von dem anmuthigen Jünglinge kein Auge abwenden, und sagte: „Schöner Jüngling, weil du von meiner Stadt den Nahmen trägst, so will ich, daß du an meinem Hofe bleibst. Dein Geschäft soll einzig und allein darin bestehen, daß du meine Person bedienst.“ Der Jüngling nahm den Antrag mit Freu-

den an, verbeugte sich, und dankte dem Könige. Auch trat er dieselbe Stunde seinen Dienst an, und verrichtete ihn mit einer so grossen Geschicklichkeit, daß ihn jedermann bewunderte.

Die Königin faßte den Jüngling besonders scharf ins Auge, und betrachtete ihn so lange, bis sie über und über verliebt war, und Tag und Nacht immer nur an den schönen Costanzo dachte. Sie sah auch eines Tages die Gelegenheit ab, und trug ihm an, zu ihrem Gefolg' überzutreten. Costanza bemerkte nur zu gut, was für eine Absicht sie zu diesem Antrage verleite, und sagte: „Gnädige Königin, euer Gemahl hat mich so sehr mit Gnaden überhäuft, daß ich höchst undankbar, und mir selbst verächtlich seyn müßte, wenn ich seine Dienste verliesse. Ich will ihm dienen, bis in den Tod.“ Mit diesen Worten verbeugte er sich, und ging. Die Königin hoffte, die Eiche werde doch mehreren Streichen unterliegen, und wiederholte ihren Antrag mehrere Mahle; Costanzo blieb aber unerschüttert, und fertigte die geile Königin immer mit derselben Ant-

wort ab. Da ward diese nun erbost; der Gedanke, daß sie verschmäht, daß sie von einem Diener verschmäht sey, brachte sie zur Verzweiflung; sie schnob Rache. Es war nun beschlossen, er sollte den Frevel mit dem Tode büßen. Das war nun der Gedanke, der Tag und Nacht in ihr waltete. Nur fürchtete sie den König, der Costanzo so außerordentlich liebte. Damahls herrschte auch in einer Provinz Bithyniens eine Art von Menschen, die zwar vom Mittelalter bis hinauf eine menschliche Gestalt, Ohren aber und Hörner wie ein Thier hatten; der Unterleib aber war über und über mit dichtem Ziegenhaare bedeckt. Diese fielen den Bauern oft in ihre Felder und Hürden, und trieben ihnen das Vieh ab. Der König hätte schon lange gern eines von diesen sonderbaren Geschöpfen an seinem Hofe gehabt; es hatte sich aber niemand gefunden, der sich entschließen wollte, einen zu fangen, denn ihre Stärke war außerordentlich. Auf diese Neigung des Königs baute sie nun ihren Plan zur Rache.

„Weißt du wohl,“ sagte sie eines Ta-

ges zu ihrem Gemahle, „daß dein treuer Diener Costanzo Muth, Geschicklichkeit, und Kraft genug hat, ohne jemandes Beystand einen von diesen Halbmenschen zu fangen, und in deinen Thiergarten zu liefern?“

Dem Könige gefiel der Einfall der listigen Königin; er ließ daher seinen Costanzo augenblicklich rufen, und sagte ihm: „Lieber Costanzo, wenn du mich wirklich liebst, wie ich allen Grund zu vermuthen habe; so unternimm eine That, die freylich mit einigen Gefahren verknüpft ist, und saure Arbeit kosten wird, durch die du mir aber ein ungemein großes Vergnügen machen kannst.“ Costanzo erklärte, daß er zu allem bereit sey, und der König bath ihn nun, ihm einen lebendigen Halbmenschen aus dem Walde zu hohlen.

„Gern,“ erwiederte Costanzo, „wag’ ich mein Leben, wenn ich dir, mein König, dadurch ein Vergnügen bereiten kann; nur hab’ ich bey der Sache eine einzige Bitte zu thun. Sie besteht darin, daß du, bevor ich mich an das Abenteuer wage, in den Wald, in dem sich diese Halbmen-

schen aufhalten, ein großes Geschirr mit einer sehr weiten Mündung, eine Tonne vom stärksten Branntewein, und zwey Körbe mit dem schönsten Brote bringen laßest." Der König ließ alles genau vollziehen, wie es Costanzo verlangt hatte, und diese begab sich nun unerschrocknes Muths in den Wald. Die böse Königin frohlockte im Herzen; denn sie hielt nun Costanzo's Tod für eine entschiedene Sache. Dieser war unterdessen im Wald' angelangt, nahm einen kleinen Eimer, und legte ihn neben die Tonne, die er oben öffnete; auch brach er das Brot in den Körben in Stücken, und stieg dann auf einen dicht belaubten Baum, um die Ankunft der Halbmenschen abzuwarten. Er hatte ihn kaum bestiegen, als diese, vom Geruche des Brannteweins gelockt, herbey kamen. Sie machten sich wie hungrige Wölfe über die Tonne und das Brot her, und tranken und aßen so lange, bis sie über und über berauscht waren. Nun fielen sie zu Boden, und schnarchten so fest fort, daß sie kein Getös in der Welt würde haben wecken können.

Diese Gelegenheit benutzte Costanze ohne Verzug; sie stieg vom Baume herunter, band mit einem Stricke die Hände und Füße des einen zusammen, brachte ihn so aufs Pferd, und führte ihn davon. So wanderte sie fort, und kam des Abends in ein Dorf, nicht fern von der Stadt. Der Halbmannsch hatte unterdessen seinen Rausch wenigstens zur Hälfte ausgeschlafen, und war nun erwacht. Er gähnte, rieb sich die Augen, und schaute rings umher. Da ward er einen Hausvater gewahr, der mit seiner Familie hinter der Leiche eines seiner Söhne, die man zu Grabe trug, herging, und bitterlich weinte. Da lachte der Halbmannsch überlaut.

Sie kamen sofort in die Stadt. Da war auf dem Platz' eine große Menge Volks versammelt, die einen jungen Menschen, der am Pranger stand, bedauerten. Da schlug der Halbmannsch abermahls ein lautes Gelächter auf. Als er zum Pallaste kam, schrien alle Umstehenden: Costanzo! Costanzo! und Costanzo stellte dem König' und der Königin seinen Halbmannsch vor, der alles am ganzen Hofe so

lächerlich fand, daß er mit seinem Gelächter gar nicht zu Ende kommen konnte. Diese Laune gefiel allen Zusehern un-
gemein. Die Königin allein brannte vor Zorn, daß ihr die List mißlungen war. Der König machte Costanzo für diese Unternehmung mehrere reiche Geschenke, und setzte ihn in eine höhere Würde ein. Das war der Königin ein neuer Donner-
streich; denn eigentlich war sie es, die Costanzo zu den Geschenken, und zu seiner neuen Würde geholfen hatte. Sie sann denn auf eine neue List.

Sie wußte, daß sich der König täglich zu dem Behältnisse des Halbmenschen be-
gäbe, und alle Mühe anwende, um ihn zur Sprache zu bringen, daß dieser aber doch nicht ein Wort hören lasse. Sie ging daher zum Könige, und sagte: „Lieber Gemahl, du hast dich unzählige Mahl vergebens bemüht, aus der Bestie ein vernehmliches Wort heraus zu kriegen, und hast es doch noch nicht dahin bringen können; brich dir das Gehirn nicht länger mit vergeblicher Anstrengung. Ich bin überzeugt, wenn Costanzo wollte, wär' er im

Stande, das Thier zu allem zu bewegen. Es würde reden; es würde Antwort geben. Costanzo will aber nicht, ohne daß ich mir enträthseln könnte, warum er nicht will."

Der König schickte sogleich nach ihm, und erzählte ihm, wie lang' er sich schon vergebens mit dem Halbmenschen martre. „Ich weiß es," fügte er endlich hinzu, „wenn es dir nicht an gutem Willen und Liebe zu mir mangelte, du würdest mir auch dieses Vergnügen verschaffen."

„Aber, gnädigster König," erwiederte Costanzo, „was kann ich thun, wenn das Thier stumm ist? Ihm Sprache zu geben, ist keines Menschen Werk: ist aber sein Sprachmangel nicht natürlich, sondern nur zufällig: ist es nur hartnäckiger Widerstand; so will ich mein Möglichstes thun, dich zufrieden zu stellen."

Sie gingen nun beyde zu dem Käfiche, in den der Halb Mensch gesperrt war, und Costanzo reichte ihm etwas zu essen und zu trinken durchs Gitter. „Iß doch, Chiappino;" sagte er: Chiappino, — so hatten sie ihn genannt — sah ihn aber starr an, und gab keine Antwort.

„Ich bitte dich, sprich doch!“ sagte Costanzo wieder. „Schmeckt dir dieser Kapaun? Ist der Wein gut?“

Der Halbmannsch antwortete nicht.

„Wahrhaftig,“ fuhr Costanzo fort, „du könntest nichts Unklügeres thun, als daß du mir nicht antwortest. Wahrhaftig, Chiappino, es wird zu spät seyn; denn es steht dir weiter nichts bevor, als daß ich dich vor Hunger und Durst eines langsamten Todes sterben lasse.“

Der Halbmannsch warf einen stieren Blick auf ihn, und blieb stumm, wie zuvor.

„Chiappino,“ sagte Costanzo, „wenn du mir antwortest, so versprech’ ich dir, daß du nicht lange hier in der Gefangenschaft seyn sollst.“ Da ward der Halbmannsch geschmeidiger. Er stellte sich an, als ob er Costanzo jetzt erst verstanden hätte, und sagte: „Was willst du von mir?“

„Ich frage dich,“ antwortete Costanzo, „ob du genug gegessen und getrunken hast.“

„Ja,“ sagte Chiappino.

„Aber sage mir nun auch, warum hast du gelacht, als wir durchs Dorf gingen,

und die Leute bey dem Leichenbegängnisse so bitterlich weinten?"

„Ich habe nicht über das todte Kind gelacht, sondern über den Vater, der sich einbildete, das Kind sey sein gewesen.“

„Und warum hast du so ein übermäßiges Gelächter aufgeschlagen, als wir auf den Platz kamen?"

„Weil es mir höchst lächerlich vorkam, daß tausend Diebe, die dem Staate Millionen gestohlen haben, und tausend Galgen verdienten, über einen armen Teufel mitleidige Gesichter schnitten, der am Pranger stand, und nicht mehr als zehn Gulden entwendet hatte, die er vielleicht zur Ernährung seiner armen Familie brauchte.“

„Und warum hast du so gelacht, als wir in den Pallast kamen?"

„Laß mich nun in Ruhe," sagte Chiappino; „ich mag jetzt nicht weiter reden. Komm aber morgen um diese Stunde wieder, und ich gebe dir mein Wort, daß ich dir alles beantworte, und zwar vielleicht ganz anders, als du dir einbildest.“

„Gehen wir nun, gnädigster König,"

sagte Costanzo; „er hat uns für heute genuggethan.“ Sie gingen nun, und ließen ihm wacker zu essen und zu trinken geben.

Den folgenden Tag kehrten beyde zu ihm zurück, und fanden ihn, daß er wie ein fettes Schwein schnob und grunzte. Costanzo rief ihn einige Mahl beym Nahmen; er war aber wohl genährt, gab keine Antwort, sondern streckte sich, und schnarchte fort. Da langte Costanzo einen Pfeil, den er bey sich hatte, hervor, und traf ihn so stark, daß er in die Höhe fuhr.

„Beantworte mir nun meine Frage,“ sagte Costanzo; „du hast mir dein Wort gegeben. Warum hast du so ein Gelächter aufgeschlagen, als wir in den Pallast kamen?“

„Du weißt es besser, als ich; laß mich doch!“

„So sprich, ich verlang’ es durchaus.“

„Weil es denn seyn muß, so sollst du’s hören. Ich mußte lachen, daß dir alle zuriefen: Costanzo! Costanzo! da du doch nur eine Costanza bist.“

Der König stutzte, und wußte nicht, was er denken sollte; Constanza ward blut-

roth, faßte sich aber geschwinde, und suchte der Rede schnell eine andere Wendung zu geben, damit Chiappino diesen Stoff des Gespräches nicht weiter fortführte. „Was brachte dich aber,“ fuhr sie fort, „zu dem Gelächter, als du vor dem König und der Königin standest?“

„Ich lachte,“ antwortete der Halbmannsch, „weil der König und auch du dafür halten, daß die Mädchen im Gefolge der Königin Mädchen seyen, da doch die meisten schöne verkleidete Jünglinge sind.“

Da ward der König unruhig, und eilte mit seinem Costanzo in den Pallast zurück, um sich selbst von diesem unerhörten Frevel zu überzeugen. Die Untersuchung fiel leider nur zu genau nach der Erklärung des Halbmannsch aus; denn der König fand wirklich, daß unter allen Mädchen seiner Gemahlinn nur zwey Mädchen, alle übrigen aber Jünglinge waren. Ebenso bestätigte sich das Geschlecht des schönen Costanzo.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ließ der König auf öffentlichem Platz ein großes Feuer bereiten, und die Königin

sammt all ihren männlichen Mädchen ohne Barmherzigkeit bey langsamem Feuer braten. Was konnt' er nun, nachdem er sich hinlänglich gerächt hatte, Löblicheres thun, als daß er sich die edle Costanze in Gegenwart des ganzen Adels feyerlich antrauen liefs? — Als er vollends erfuhr, aus welchem Geschlechte sie stamme, schickte er an den alten König Richard Eilbothen ab, und lud ihn, sammt seiner Gemahlinn und seinen drey Töchtern, zur Hochzeit, die an Pracht nie ihres gleichen haben wird.

* * *

Nun schloß Fiordiana ihre Erzählung, und Vinzenze übernahm das Wort.

DRITTES MÄHRCHEN.

Der eifersüchtige Erminio.

Zu Athen, einer sehr alten Stadt im Griechenlande, lebte ein reicher Mann, Erminio mit Nahmen. Er besaß sehr viel Ver-

mögen, und war über dieß so ein friedfertiger und wohlwollender Mann, daß ihn jedermann lieb und werth hielt. Nur hatte er zum größten Unglück' einen nicht unbeträchtlichen Mangel an Verstande.

Er war eben nicht mehr jung, und beschloß denn, sich zu verheirathen, damit sein sauer erworbenes Vermögen nicht in fremde Hände käme. Er nahm also ein junges wohlgebildetes Mädchen, Filenia mit Nahmen, zum Weibe. Der gute Erminio war indessen nicht gar so einfältig, daß er den Abstand zwischen den Jahren seiner Frau und seinen eigenen nicht hätte in Erwägung ziehen, und den Unterschied bemerken sollen, der sich zwischen seinen alten Backen und den wohlgebildeten Jünglingen von Athen darboth. Um denn zu verhüthen, daß man sein unschuldiges Weibchen nicht etwa mit unanständigen Anträgen beleidigte, oder sie wohl gar zu einem bösen Schritte verleitete, beschloß er, sie in einem hohen Thurm über seinem Pallast' einzusperren, wo sie niemand sehen könnte, als er allein. Aber auch durch diese Vorsicht war der Alte

noch nicht befriedigt: es währte nicht lange, so war er so eifersüchtig, daß er sich selber nicht mehr traute.

Der Zufall fügte, daß sich zu derselben Zeit ein junger Edelmann aus Creta in Athen befand. Er hieß Hyppolito, und hatte sich durch sein freundliches, muntres und gefälliges Betragen bey jedermann bekannt gemacht. Diesem jungen Manne nun war das Mädchen schon längst zuvor, als sie ihren alten Mann heirathete, ins Auge gefallen, und über dieß war er Erminio's inniger Freund. Er war des Studierens müde gewesen, und hatte sich, um einige Zeit wieder frischen Athem zu schöpfen, nach Candia begeben. Als er von dort wieder nach Athen zurück kam, fand er seine Filenia schon in den Armen eines Mannes.

Er gerieth in eine Art von Wuth, so schrecklich war ihm diese Nachricht, um so viel mehr, da er gar nicht hoffen konnte, sie zu seiner Absicht zu kirren. Er beruhigte sich wohl einige Tage; aber seine Leidenschaft ward immer ungestümer; er konnte unmöglich länger zusehen, und

beschloß denn, nicht eher zu ruhen, bis er einen geheimen Weg gefunden haben würde, seinen Wunsch zu befriedigen. Es fielen ihm manche Gedanken ein; er verwarf sie aber wieder, bis er endlich bey einem stehen blieb, der ihm ausführbar schien.

Er ging zu einem benachbarten Schreiner, und befahl ihm, zwey ziemlich lange und breite Kisten zu machen, die sich aber so ähnlich sehen müßten, daß man die eine von der andern nur mit Mühe unterscheiden könnte. Dann ging er zu Ermínio, und stellte sich an, als ob er seiner dringend bedürftig wäre. „Mein bester Ermínio,” sagte er, „wenn du dich nicht immer gegen mich als Vater betragen, und mir schon so unzählige Gefälligkeiten erwiesen hättest, würd’ ich es nicht wagen, eine neue Bitte an dich zu thun: dieß aber macht mich zuversichtlich, und ist so weit gekommen, daß ich mir von dir schon ganz und gar keiner abschlägigen Antwort gewärtig bin. Dringende Geschäfte rufen mich unverzüglich nach Frena, und ich kann nicht eher von dort zurück kom-

men, bis ich all meine Geschäfte abgethan habe. Leider hab' ich nun niemanden im ganzen Hause, auf den ich mich verlassen könnte; wenn du nicht ungehalten würdest, möcht' ich eine Kiste mit den besten Sachen, die ich in meinem Eigenthume habe, in dein Haus stellen. Es wird dir nicht viel Unbequemlichkeit machen, und mir ist ein schwerer Stein vom Herzen."

Erminio trug nicht das mindeste Falsch im Herzen, vermuthete daher auch ganz und gar keine Arglist, und antwortete, er sey es zufrieden, und wolle die Kiste in sein eigenes Schlafzimmer stellen lassen, damit er selbst immer ein aufmerksames Auge darauf haben könnte. Hyppolito dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, der er ewig eingedenk zu seyn versicherte, und bath ihn, vorerst mit ihm in seine Wohnung zu gehen, damit er ihm die Sachen, die er in die Kiste legen werde, zeigen könnte. Erminio ging mit ihm, und Hyppolito zeigte ihm eine Menge, Geschmeide von nicht geringem Werthe. Endlich rief er einen von seinem Bedienten, stellt' ihn dem

Erminio vor, und sagte: „Bester Freund, so oft dieser zu euch kommt, um die Kiste zu hohlen, oder etwas heraus zu nehmen, so schenckt ihn so viel Vertrauen, als ob ich selbst es wäre.“

Obschon nun Erminio den jungen Herrn leicht auf einem Widerspruche hätte ertappen können, da er ihn Anfangs versichert hatte, er habe niemanden im ganzen Hause, dem er sein Vertrauen schenken könnte, und ihm doch nun die unumschränkt bevollmächtigten Bedienten vorstellte; so war doch seine Arglosigkeit so groß, daß er den Stein des Anstoßes nicht gewahr ward, und mit vollkommen ruhigem Herzen nach Hause ging. Als er fort war, huckte sich Hyppolito in die andere Kiste, die dieser ganz ähnlich war, und ließ sich zu Erminio tragen. Der Bediente, der von allem genau unterrichtet war, hohlte einen Lastträger, lud ihm die Kiste auf, und so gings gerade in den Thurm, und in das Zimmer, in dem Erminio mit seiner Gemahlinn schlief.

Erminio war einer aus den Vornehm-

sten der Stadt, und befaß seines Vermögens, und seiner unbescholtenen Redlichkeit wegen das Vertrauen aller Bürger. So geschahs denn, daß er sich wider seinen Willen nach Porto-Piero, zwanzig Stunden weit von Athen, zur Beylegung gewisser Streitigkeiten begeben mußte. Er reiste dann ab, und Hyppolito hörte in seiner Kiste, wie das junge Weibchen mit sich selbst sprach, weinte und seufzte, und ihr trauriges Loos beklagte, in den Armen ihres eiferfüchtigen Unholden, fern von aller menschlichen Gesellschaft in einem öden Thurme verwelken zu müssen, wie das einsame Blümchen auf dem Berge.

Er sah den Augenblick ab, wo sie im festen Schlafe war, stieg leise aus seiner Kiste, schlich ans Bett, und sprach: „Erwache, meine Liebe! erwache doch, ich, dein treuer Hyppolito, bin es!“ Sie wachte auf, erkannte ihn bey dem schwachen Schimmer der Nachtlampe, und wollte einen lauten Schrey thun; er legte aber die Hand auf ihren Mund, damit sie nicht schreyen konnte, und sagte mit Thränen

in den Augen: „Ich bitte dich, schweige, meine Liebe! siehst du nicht, daß ich dein treuer Hyppolito bin, der ohne dich nicht leben mag? Siehst du, was ich nun deinetwillen unternommen, daß ich mein Leben gewagt habe, nur um dich sehen und sprechen zu können?“ — So fuhr er fort, und war endlich so glücklich, daß er sie befänftigte, und sie ihm verzieh. Als schon der Tag einbrach, verschloß sich Hyppolito wieder in die Kiste. Des Nachts kam er so immer zum Vorscheine, und des Tages war er versperrt.

Nun waren schon viele Tage so hingegangen, als Erminio, von seiner nagenden Eifersucht gepeinigt, den Streitigkeiten ein weit schnelleres Ende machte, als sie sonst würden gefunden haben, und, so geschwind' er konnte, nach Hause kehrte. Hyppolito's Bedienter hatte kaum vernommen, daß Erminio angekommen sey, so stellte auch er sich ein, und bath im Nahmen seines Herrn um die Kiste, die ihm auch sehr höflich ausgeliefert, und nach Hause getragen ward. Hyppolito war kaum aus der Kiste, so eilte er

auf den Platz, wo Erminio angekommen war, und umarmte ihn, dankte ihm für seine Gefälligkeit, und erboth sich zu jedem Gegendienste, wenn und wo es wäre.

So gut die Sache bisher gegangen war, zerrüttete sie doch ein einziger widriger Zufall.

Erminio lag eines Tages länger, als gewöhnlich, im Bette, und bemerkte ziemlich hoch an der Wand Merkmahle vom Ausspucken. Die Flecke waren zu hoch, als daß er hätte glauben sollen, sie seyen von ihm. Der Gedanke war kaum in ihm empor gefahren, als er auch schon in vollen Flammen da lag. Er schrie mit kreischender Stimme: „Wer hat da ausgespuckt?“

Das Weibchen lächelte, und sagte: „Wer sonst als du?“ — „Unverschämte, Niederträchtige, Betrügerinn!“ schrie Erminio, und erstickte beynahe vor Wuth; mir das so verwegen ins Gesicht zu sagen? — „Hältst du mich für einen Schafskopf?“

Zu gleicher Zeit fing er an, sich selbst durch Erfahrung von der Gründlichkeit

feines Argwohns zu überzeugen. Er spuckte in einem fort mit der heftigsten Anstrengung seiner alten Lunge und seiner Lippen aus; er konnte aber nie die Wand erreichen, sondern es fiel immer wieder zurück, und traf ihn selbst. Je mehr er spuckte und fluchte, desto heftiger mußte seine Gemahlinn lachen; denn der Auftritt war einmahl gar zu lächerlich. Endlich überwältigte ihn die Anstrengung; er lag eine Weile athemlos in diesem gräßlichen Aufzuge stille, stand endlich, ohne ein Wort zu sagen, auf, kleidete sich an, und ging, nachdem er erst noch einige teuflische Gesichter geschnitten hatte, zur Thür hinaus, und gerade zum Richter, wo er sein Weib des Ehebruchs beschuldigte.

Der Richter konnte sie nicht verdammen, ohne in der Sache mit den Gesetzen vorzugehen; er schickte daher nach ihr, um erst ordentlich die vorgeschriebenen Fragen an sie zu stellen. Zu Athen war damahls in Sachen des Ehebruchs folgende Ordnung eingeführt. Jede Frau die des Ehebruchs beschuldigt ward, mußte

an den Fuß einer Säule gestellt werden, auf dem eine Schlange lag. Hier mußte sie den Eid schwören, daß sie den Ehebruch nicht begangen habe, und mußte dabey die Hand in den Mund der Schlange legen. Hatte sie, ungeachtet des Schwurs, den Ehebruch doch begangen, so biß ihr die Schlange ohne weiters die Hand ab: im Gegentheile blieb sie unverfehrt.

Hyppolito hatte unterdessen schon erfahren, daß der Richter nach Erminio's Gemahlinn geschickt habe, und konnte so leicht vermuthen, daß der Handel entdeckt worden seyn müsse. Er war zu verschlagen, als daß er sich nicht irgend eines listigen Einfalls, durch den er sie retten könnte, hätte besinnen sollen. Er riß geschwinde die Kleider vom Leibe, und warf alte bunte Lumpen über, die ihn unkennbar machten, und stellte sich als einen Narren an. So lief er nun unter tausend Possen zum Pallaste, wo seine Geliebte ins Verhör genommen werden sollte. Die Wache führte die schöne Verbrecherinn eben zum Gerichte, und das Volk lief haufenweise zusammen, um zu sehen,

was für ein Ende die Sache nehmen würde. Da drang Hyppolito mitten durch das Volk, und gab dem Weibchen, das die Hände auf den Rücken geknebelt hatte, einen lauten Schmatz. Sie erkannte ihn, und ward über und über roth; das Volk lachte laut, und schrie: „Das ist ein lustiger Narr!“ Nun stand sie vor dem Gericht, und der Richter sprach: „Filenia, wie du siehst, steht Erminio, dein Mann, vor dir, der mit deinem Betragen nicht zufrieden ist, und dich des Ehebruchs beschuldigt. Er verlangt, daß ich dich nach den Gesetzen strafen soll: es kommt dir nun zu, durch einen Eid am Fusse der Säule darzuthun, ob du das Verbrechen wirklich begangen hast, oder nicht.“ Alles war still, und hörchte; da trat das listige Weib an den Fuß der Säule, legte die Hand in den Mund der Schlange, und schwor, daß sie niemand berührt hätte, als ihr Mann und der Narr. Sie rufte das ganze versammelte Volk zum Zeugen an, und alle schrien: „Wir habens gesehen.“ Die Schlange verletzte sie nicht im mindesten; denn sie hatte die Wahr-

heit gesprochen. Der arme Erminio, der sie ohne Beweis des Ehebruchs beschuldigt hatte, ward zum Gefängniß verurtheilt, in dem er bald starb, worauf Hypolito Filenien zum Weibe nahm. Der arme Erminio!

* * *

Clara erzählte nun.

VIERTES MÄHRCHEN.

Der Apfelsaft und der Zaubervogel.

Zu Provino, einer berühmten und ansehnlichen Stadt, lebten vor vielen Jahren drey Schwestern. Alle drey waren jung, von sehr schöner Bildung, und vortrefflich gesittet, aber von niedriger Abkunft; denn ihr Vater war ein Bäcker. Die eine hieß Brunora, die andere Lionella, die dritte Chiaretta.

Als eines Tages alle drey Mädchen im Garten beysammen waren, und sich mit

unschuldigen Spielen unterhielten, ritt Ancilotto, der König, vorüber, der mit einer zahlreichen Gesellschaft eben auf die Jagd ging. Brunora nahm den Zug zuerst wahr, und rief ihre Schwestern herbey, und sagte: „Das versichr' ich euch wenn ich des Königs Haushofmeister zum Manne hätte, wollt' ich den ganzen Hofstaat mit einem einzigen Becher Wein tränken.“

„Und ich,“ sagte Bionella, „behaupte, wenn ich den geheimsten Kammerherrn des Königs kriegte, so wollte ich von meiner Spindel so viel Leinwand herunter weben, daß es für den ganzen Hof die schönsten und feinsten Hemden geben sollte“

„Und ich,“ setzte Chiarette hinzu, „wollte dem König, wenn er mein Mann wäre, bey einer Geburt drey Kinder bringen, zwey Knäbchen und ein Mädchen. Sie sollten die schönste Haare mit einem goldenen Faden gebunden, jedes ein Halsband am Halse, und einen Stern auf der Stirn haben.“

Dieses schwesterliche Gespräch hatte einer von den Hofleuten gehört; er ritt

denn schnell zum Könige hinvor, und erzählte ihm, was die drey Mädchen unter einander geredet hätten. Der König ließ sie vor sich rufen, und fragte, was sie im Garten gesprochen hätten, und sie erzählten ihm offenherzig alles, so wie es war.

Ihr Benehmen gefiel dem Könige so wohl, daß er den Haushofmeister und den geheimsten Kammerherrn an der Stelle beredete, Brunora und Lionella zu Weibern zu nehmen, und er selbst Chiaretta für sich behielt. Sie kehrten alle nach Hause zurück, und feyerten die Hochzeit mit aller Pracht.

Unterdessen war des Königs Mutter mit diesem raschen Entschluß' ihres Sohnes ganz und gar nicht zufrieden. Sie läugnete nicht, und konnte nicht läugnen, daß Chiaretta alle Mädchen, die sie je gesehen hatte, an Schönheit und Tugend übertraf; aber sie war nun einmahl die Tochter eines Böckers, und folglich ziemte es ihr nicht, die Gemahlinn eines Königs zu seyn. Eben so wenig wollte ihr die Verwandtschaft behagen, in der sie

nun mit dem Haushofmeister und dem Kämmerlinge stand.

Sie faßte daher einen solchen Groll gegen ihre Schnur, daß sie sie nicht mehr ohne Verdrufs ansehen konnte: indessen, um ihren Sohn nicht zu betrüben, so bemühte sie sich, ihre Empfindungen so gut als möglich zu verbergen.

Die Königin ward schwanger, und der König konnte die Geburt der drey Kinder, die sie ihm versprochen hatte, kaum mehr erwarten. Da ereignete es sich, daß der König dringender Geschäfte wegen auf eine kurze Zeit in ein fremdes Land reisen mußte. Er empfahl denn die Königin, und die Kinder, die sie gebären sollte, seiner Mutter, und diese, obschon sie ihre Schnur nicht liebte, versprach doch alle mögliche Sorgfalt.

Der König reiste ab, und die Königin ward von drey Kindern, zwey Knäbchen und einem Mädchen, entbunden; und alle drey hatten, wie es die Königin versprach, die Haare rückwärts mit einem goldenen Faden gebunden, eine schöne

goldene Kette um den Hals, und einen schönen Stern an der Stirn.

Die Mutter des Königs war darüber so erbost, daß sie ohne weiteres beschloß, die Kinder zu vertilgen, damit niemand mehr etwas von ihnen hörte, und die Königin in des Königs Ungnade fiele.

Dazu kam noch, daß Chiarettens Schwestern auf ihre königliche Würde neidisch geworden waren, und daher bey jeder Gelegenheit den Haß der Königin gegen sie noch stärker anzufachen suchten.

Es ereignete sich, daß zu derselben Zeit, als die Königin entbunden ward, auch drey junge Hunde, zwey Männchen, und ein Weibchen fielen, welche ebenfalls einen sternförmigen Flecken auf der Stirne, und einen Streif, wie ein Halsband, um den Hals hatten. Da befiel die neidischen Schwestern ein teuflischer Einfall. Sie nahmen die drey Hunde, welche an der Mutter saßen, und trugen sie zur Schwiegermutter, machten ihre Verbeugung, und sagten: „Wir wissen, gnädige Frau, daß eure Hoheit unsere Schwester wenig werth hält, weil sie von zu niedriger Abkunft ist,

, V c

Λ 'I' Λ 'I' Λ

, V c, V c, V

als daß sie sich für einen königlichen Prinzen schicken sollte. Da wir nun dieses wissen, sind wir gekommen, und bringen euch diese Hunde, von denen ihr vielleicht einen vortheilhaften Gebrauch machen könnt.“ Die Schwiegermutter verstand diesen Wink, und lachte gräßlich, nahm auch die Hunde sogleich an, um sie ihrer Schnur als die Frucht ihres Leibes, die sie selbst noch nicht gesehen hatte, zu zeigen. Damit man aber ihren Betrug noch weniger entdecken könnte, befahl sie der Wehmutter, der Kindesbetterinn vorläufig zu melden, was für eine Frucht sie ans Tageslicht gebracht hätte. Die Schwiegermutter, die Schwestern der Königin, und die Wehmutter gingen daher zu ihr, und die Letztere zeigte ihr die Hunde vor.

Als sie die Königin erblickte, fiel sie ohnmächtig auf die Kissen hinüber, und sah aus, wie todt. Nun war zur vollständigen Ausführung ihrer boshaften Absicht nichts mehr übrig, als daß sie die unschuldigen, neugebornen Kinder ums Leben brachten. Indessen ließ der Himmel nicht zu, daß sie sich die Hände mit ihrem eig-

nen Blute befleckten. Sie ließen eine Kiste machen, und sie mit dichtem Pech' über-tünchen; in diese legten sie die Kinder, und warfen sie in den Fluß. Als sie diese That verübten, saß eben ein Müller, Marniato mit Nahmen, am Ufer im Schatten eines Gesträuches. Dieser fing, so bald sie sich entfernt hatten, die Kiste auf, öffnete sie, und fand die Kinder, die ihn anlächelten. Da sie so schön gebildet waren, kam er auf den Einfall, daß sie von einer edlen Matrone seyn dürften, die sich aus Furcht vor Schande zu dieser widernatürlichen That habe antreiben lassen. Er schloß daher das Kistchen wieder zu, lud es auf die Schulter, ging nach Hause, und sagte zu seinem Weibe: „Liebe Gordiana, sieh ein Mahl, was ich im Flusse gefunden habe; ich schenke dirs.“ Die gute Müllerinn pflegte ihrer mit wahrer Freude, und nannte die zwey Knäbchen, den einen Aquirino, den andern Fluvio, und das Mädchen Serena.

Unterdessen kehrte der König Ancilotto von seiner Reise zurück, und hoffte alles so zu finden, wie ihm seine Gemahlinn

vorher gesagt hatte. Seine Freude ward aber nur zu bald gestöret; denn seine Mutter kam ihm mit der unglücklichen Nachricht schon entgegen. Sie führte ihn auf das Zimmer, wo seine Gemahlinn lag, und zeigte ihm die kleinen Hunde, die neben ihr im Bette schnarchten. Der König sank vor Wehmuth beynahe zu Boden; er wußte nicht, was er denken sollte, und glaubte endlich doch den Worten der Mutter. Indessen vermochte er doch nicht über sein Herz, die arme Königin tödten zu lassen, sondern er befahl, daß man sie an den Ort bringen sollte, wo man die Töpfe und Teller wusch, und daß man ihr nichts als Unflath und Aas zur Nahrung geben sollte.

Während sich die unglückliche Königin an diesem kläglichen Orte befand, gebar Gordiana, des Müllers Weib, einen Knaben, den sie Borghino nannte, und mit den übrigen dreyen emsig auferzog. Sie pflegte sie täglich auszukämmen, und wie sie kämmte, fielen die schönsten Perlen und Edelsteine unter ihren langen Haaren hervor. Dieses Gewerbe hatte sie so weit

vorwärts gebracht, daß Marniato seine Mühle aufgab, und in kurzem ein reicher Mann ward.

Die drey Kinder hatten schon die Mündigkeit erreicht, als sie zuerst erfuhren, daß sie nicht des Müllers Kinder, sondern im Wasser in einer Kiste aufgefangen worden wären. Da setzten sie sich in den Kopf, ihre Abkunft entdecken zu wollen, nahmen von ihren Pflegeältern Abschied, und reisten fort. Der Müller und sein Weib waren damit schlecht zufrieden; denn sie hatten nun nichts mehr zu kämmen.

Die zwey Brüder wanderten sammt ihrer Schwester unablässig fort, und kamen nach mehreren Tagereisen in Provino, der Wohnstadt ihres Vaters, des Königs Ancilotto, an. Hier mietheten sie sich ein Haus, und lebten gemeinschaftlich von dem Gelde, das sie für die Perlen und Edelsteine einnahmen, die ihnen aus den Haaren fielen.

Eines Tages ging der König mit einigen seiner Hofleute spazieren, und kam von ungefähr an den Ort, wo sich die zwey Brüder mit ihrer Schwester aufhielten,

Diese hatten zwar den König noch nie gesehen, schlossen aber aus seinem Anzug² und Gefolge, daß er irgend ein vornehmer Herr seyn müsse. Sie gingen daher die Treppe hinunter, zogen die Capuze vom Kopf², und beugten ihr Knie. Der König, der ein Falkenauge hatte, bemerkte sogleich, daß sie jedes einen goldenen Stern auf der Stirn hatten. „Das sind meine Kinder,“ dachte er sich in demselben Augenblicke. Er hielt an, und sagte zu ihnen: „Wer seyd ihr, und woher kommt ihr?“

Sie antworteten: „Wir sind arme Fremdlinge, und sind hierher gekommen, um in dieser Stadt zu wohnen.“ „Das gefällt mir,“ antwortete der König; „und wie heißt ihr?“

Der eine antwortete ihm: Aquirino; der andere: Fluvio; und das Mädchen sagte: Serena. Da sagte der König: „Ihr seyd alle drey morgen zu mir geladen.“ Sofort beschrieb er ihnen seinen Pallast, und die Geschwister nahmen die Einladung an.

Der König kehrte zum Pallaste zurück, und sagte seiner Mutter: „Heute früh, als

ich spazieren ging, hab' ich zwey sehr schöne Jünglinge, und ein artiges Mädchen angetroffen, deren jedes einen goldenen Stern auf der Stirn hatte; und wenn ich nicht irre, sind sie dieselben, die mir die Königin Chiaretta versprochen hat."

Als dieß die bosshafte Alte hörte, lächelte sie höhnisch, obschon ihr dabey ein Dolch durchs Herz ging. Sie ließ die Wehmutter hohlen, und sagte ihr: „Weist du wohl, daß die Kinder der Königin noch am Leben, und schöner, als jemahls, sind?" Die Wehmutter antwortete: „Wie wäre das möglich? Sind sie denn nicht im Flusse ertrunken." Die Alte erwiederte: „So viel ich aus des Königs Reden schliefen kann, leben sie noch, und ich bedarf keines Beystandes; denn sonst sind wir alle in Todesgefahr."

„Laßt nur mich machen," sagte die Wehmutter, „und sie sollen alle zu Grunde gehen." Somit ging sie fort, und gerade in das Haus der drey Geschwister, wo sie die schöne Serena ganz allein fand. Sie grüßte sie, und sagte nach manchen an-

deren Reden: „Mein liebes Töchterchen, hättest du nicht etwa tanzendes Wasser?“

Das Mädchen antwortete: „Nein!“

„Ich möchte dich gern etwas lehren,“ fuhr die Wehmutter fort. „Wasche dir das Gesicht damit, und du wirst noch um ein Gutes schöner werden.“

„Wie könnt’ ich aber welches kriegen?“ sagte das Mädchen.

„Schicke deine Brüder darnach; sie werden es finden: denn es ist nicht gar zu weit entfernt.“ Mit diesen Worten ging sie fort. Als Serena’s Brüder nach Hause kamen, drang das Mädchen ohne Unterlaß in sie, sie möchten ihr doch tanzendes Wasser hohlen. Die Brüder schlugen ihr es ab, und zwar aus dem guten Grunde, daß sie nicht wüßten, wo sie es suchen sollten. Da aber das Mädchen durchaus nicht abließ, nahmen sie einen Eimer, und machten sich auf den Weg.

Sie waren schon einige Meilen weit fortgeritten, als sie plötzlich zu einer klaren muntren Quelle kamen, an der sich eine weiße Taube erfrischte. Sie flatterte den Fremdlingen einige Schritte entge-

gen, und sagte: „Was sucht ihr, liebe Jünglinge?“

„Wir suchen tanzendes Wasser,“ antwortete Fluvio.

„O ihr armen Wichte!“ sagte die Taube wieder; „wer hat euch darnach geschickt?“

„Unsere Schwester,“ sagte Fluvio.

„Nun,“ sagte die Taube, „so geht ihr gerade in den Tod; denn der Brunnen, den ihr sucht, ist voll giftiger Thiere, die euch verschlingen, so bald ihr euch nähert. Laßt mich dafür sorgen; ich werd' euch damit versehen.“

Mit diesen Worten nahm sie den Eimer in den Schnabel, knüpfte ihn an den rechten Flügel, schwang sich in die Luft, und stog zu der Quelle dieses Wassers. Hier füllte sie sich den Eimer an, und kehrte zu den Jünglingen zurück, die ihrer schon voll Ungeduld warteten.

Sie nahmen ihr den Eimer ab, dankten ihr, gingen nach Hause, brachten Serenen das Wasser, und verbathen sich ausdrücklich für's künftige jeden ähnlichen Auftrag, da sie in Todesgefahr gewesen seyen.

Es verflossen wenige Tage, so fah der König die drey Geschwister neuerdings, und sagte zu ihnen: „Warum habt ihr meine Einladung angenommen, und habt euch doch nicht eingefunden?“

Sie antworteten: „Wichtige Geschäfte haben uns abgehalten.“

„So werdet ihr euch,“ sagte der König, „unfehlbar morgen zum Mittagessen einfinden.“ Die Jünglinge entschuldigten sich aber, daß sie nicht hingehen könnten.

Als der König nach Hause kam, erzählte er seiner Mutter, daß er die drey Geschwister mit dem Stern' an der Stirne abermahls gesehen hätte.

Da ward die Alte unruhig, liefs die Wehmutter neuerdings rufen, und beschwor sie, die drohende Gefahr auf was immer für eine Art von ihr abzuwenden.

Die Wehmutter sprach ihr Muth ein, und betheuerte ihr, man solle gewiß nichts mehr von ihnen erfahren. Sie ging nun neuerdings zur Wohnung des Mädchens, fand sie wieder allein, und fragte sie, ob sie das tanzende Wasser gesehen habe?

Das Mädchen antwortete: „Ja, aber

mit der größten Lebensgefahr meiner Brüder."

„Ich möchte doch," fuhr die Wehmutter fort, „daß du den singenden Apfel hättest; denn so einen schönen Apfel hast du nie gesehen, und einen süßern nie gekostet."

„Wie werd' ich ihn aber kriegen?" sagte das Mädchen; „meine Brüder werden mir nicht mehr darnach gehen, da sie schon ein Mahl in Todesgefahr waren."

„Sie haben dir ja das tanzende Wasser gebracht, und sind nicht gestorben; daher werden sie dir auch den Apfel bringen." Somit ging sie fort.

Als die Brüder nach Hause kamen, warf sich das Mädchen vor ihnen auf die Knie, und bath sie mit Thränen, ihr den singenden Apfel zu hohlen.

Die Brüder verwiesen ihr diese Lüsternheit, und ihre Gleichgültigkeit bey der Gefahr, die sie laufen würden. Indessen ließ Serene nimmermehr nach, und weinte so bitterlich, und bath so dringend, daß sich die Brüder endlich bewegen ließen, und ihr den Apfel versprachen. Sie setz-

ten sich daher zu Pferde, und ritten sehr lange fort, bis sie endlich zu einem abgelegenen Wirthshause kamen. Hier stiegen sie ab, und fragten nach dem Wirthe, ob er ihnen nicht etwa zu sagen wisse, wo sie den singenden Apfel finden könnten.

Er antwortete ihnen, daß er es wisse, daß sie aber nicht dazu gelangen könnten, indem sich der Apfel in einem schönen Garten befände, vor welchem ein fürchterliches Thier Wache hielte, welches jeden tödtete, der sich dem Garten selbst nur in einer gewissen Entfernung nähern wollte.

„Da wird es mit uns schwer halten; denn wir haben uns vorgenommen, ihn zu erhalten, und kost' es, was es wolle.“

„Wenn ihr thut, was ich euch sage,“ erwiederte der Wirth, „dann sollt ihr den Apfel kriegen, und das giftige Thier soll euch nicht schaden können. Nehmt hier diesen Rock, der ringsum mit Spiegelscheiben besetzt ist; einer von euch muß ihn über den Rücken werfen, und so in den Garten gehen, zu dem der Eingang offen stehen wird. Der andere muß draus-

sen bleiben , und darf sich durchaus nicht sehen lassen. So bald dir nun das Unge-
thüm entgegen kommt, wird es sich in
den Spiegelscheiben erblicken, und plötz-
lich zu Boden stürzen. Diesen Augenblick
benutze nun, pflücke den Apfel, und eile,
ohne rückwärts zu blicken, aus dem Gar-
ten zurück."

Die Jünglinge dankten dem Wirth, hielten sich genau an seine Vorschrift, und als sie den Apfel besaßen, kehrten sie zu ihrer Schwester zurück, und versicherten sie, daß diese Unternehmung die letzte gewesen seyn solle.

Nach einigen Tagen sah der König die Jünglinge wieder, ließ sie zu sich rufen, und stellte sie zur Rede, warum sie sich aber-
mahls nicht zum Mittagessen eingefun-
den hätten. Sie schützten wieder Beschäf-
tigung vor, und der König beschied sie
noch ein Mahl auf den folgenden Tag.

Der König erzählte seiner Mutter auch dieses Mahl, daß er die Jünglinge gese-
hen, und sie schickte unverzüglich wieder
nach der Wehmutter, die sich hoch und
theuer vermaß, daß sie ihr nun gewiss

nimmermehr entkommen sollten. Sie ging daher voll Wuth zu Serenen, und fragte sie, ob sie den singenden Apfel hätte.

Das Mädchen antwortete: „Ja,“ und die Wehmutter sagte: „Nun fehlt dir nur noch ein Ding; dieses aber wäre das schönste aus allen. Es ist ein schöner grüner Vogel, der Tag und Nacht schwatzt, und die wunderbarsten Dinge von der Welt sagt.“ Somit ging sie fort.

Die Brüder kamen nach Hause, und das Mädchen bath abermahls so lange, bis sich Aquirino von den Schwesterthränen erweichen ließ, und auch seinen Bruder zur neuen Unternehmung beredete. Sie ritten wieder fort, und kamen endlich auf eine schöne Wiese, in deren Mitte ein sehr hoher dicht belaubter Baum war, um welchen verschiedene marmorne Figuren herumstanden, die belebt schienen. Nebenbey rieselte ein Bach, der die Wiese befeuchtete.

Hier stiegen sie von den Pferden, die sie auf dem Rasen frey weiden ließen, und näherten sich den Statuen. Wie sie selbe aber berührten, waren auch sie in Marmorbilder verwandelt.

Serena hatte ihre Brüder mehrere Monathe vergebens erwartet, und hielt sie schon ohne alle Hoffnung für verloren. Nachdem sie sie lange beweint hatte, faßte sie den Entschluß, sie selbst aufzusuchen, setzte sich zu Pferde, und ritt so lange fort, bis sie auf einen Platz kam, wo der schöne grüne Vogel auf einem Baum' eben angenehm plauderte. Als sie auf der Wiese noch eine Strecke fortritt, erkannte sie die Pferde ihrer Brüder, die noch immer ungestört weideten. Sie kam dem Baume näher, und erkannte in den Marmorbildern ihre Brüder. Sie stieg vom Pferde, näherte sich sachte dem Baum', und fing den grünen Vogel mit leichter Mühe.

Als sich der Vogel gefangen sah, bath er sie um seine Freyheit, und versprach ihr dafür bey Zeit und Gelegenheit einen Gegendienst. Serena antwortete aber, sie werde ihn durchaus nicht frey lassen, bevor er nicht ihre Brüder wieder zum Leben zurück rief. Der Vogel erwiederte: „Schaue unter meinen linken Flügel; da wirst du eine Feder finden, welche viel grüner, als die übrigen, und am Enderoth

besprenkelt ist. Diese nimm, und gehe zu den Marmorbildern; berühre mit der Feder ihre Augen, und sie werden wieder lebendig seyn." Das Mädchen hob ihm den Flügel auf, nahm die Feder, berührte die Augen der Statuen damit, und siehe! da schlugen sie die Augen auf, und lebten. Voller Freuden umarmten sie ihre Schwester, und dankten ihr.

Der grüne Vogel bath nun abermahls um seine Freyheit, und versprach ihr seine Gegendienste. Serena bestand aber darauf, daß sie ihn nicht frey lassen würde, bevor er ihr nicht entdeckt hätte, wer ihr Vater, und ihre Mutter seyen. Sie kehrten nun alle nach Hause. Serena sperrte den Vogel in einen schönen Käfig, und hielt ihn sehr lieb und werth.

Der König war unterdessen oft am Hause der Jünglinge vorüber geritten, und hatte sich gewundert, daß er sie nie mehr sehe. Er fragte die Nachbarn nach ihnen, erhielt aber keine andere Auskunft, als daß man sie ebenfalls seit langer Zeit nicht gesehen habe. Da sie nun zurück gekehret waren, ritt der König nach we-

nigen Tagen vorüber; und als er sie sah, fragte er sie um die Ursache ihrer langen Abwesenheit.

Aquirino antwortete, daß sie verschiedene sonderbare Zufälle abgehalten hätten, seiner Einladung nachzukommen; sie wollten aber ihren Fehler wieder gut machen.

Der König sagte hierauf, er werde sich nicht mehr von ihnen entfernen, sondern sie müßten ihn sogleich nach Hause begleiten. Aquirino nahm daher heimlich das tanzende Wasser, Fluvio den singenden Apfel, Serena den grünen Vogel, und so begleiteten sie den König fröhlich in seinen Pallast, wo sie sich zu Tische setzten.

Die böse Mutter und die neidischen Schwestern erblickten kaum die glänzenden Sterne, als sie Verdacht schöpften, und vor Furcht erblaßten. Als sie abgegesessen hatten, sagte Aquirino: „Wenn wir Erlaubniß hätten, wollten wir euch Dinge sehen lassen, die euch nicht wenig ergötzen würden; und da er Erlaubniß erhalten hatte, nahm er einen silbernen Teller,

und stellte das tanzende Wasser auf den Tisch; Fluvio stellte seinen Apfel neben das Wasser, und Serena den Vogel. Da begann der Apfel einen wunderschönen Gesang, und das Wasser hob an wunderbar zu tanzen. Alle erstaunten, noch mehr aber, als der Vogel nach geendigtem Gesange folgender Massen zu sprechen anfang: „Gnädigster König, was würde derjenige verdienen, der zwey Brüder und eine Schwester hätte ums Leben bringen lassen?“ Hierauf antwortete die listige Mutter des Königs: „Nichts Geringeres, als das Feuer!“ So beantworteten auch alle übrigen die Frage.

Da begannen auch das Wasser und der Apfel zu sprechen: „Ruchlose Mutter, deine eigene Zunge hat dich verdammt, und zugleich mit dir die neidischen Schwestern.“ Der König stand wie eine Bildsäule da; der grüne Vogel fuhr aber fort: „König, diese hier sind die drey Kinder, nach denen du dich schon so lange vergebens sehnest. Sie tragen den Stern zum Merkmale an der Stirne; ihre arme Mutter leidet unschuldig.“

(Nächte, II. Th.)

e

Da liefs der König seine unglückliche Gemahlinn augenblicklich hohlen, und ehrbar kleiden. Als sie kam, fiel er ihr um den Hals, und bath sie um Verzeihung. Da begann nun der grüne Vogel in Gegenwart aller die Geschichte von Anfange zu erzählen, und als er sie geendigt hatte, war das Wasser, der Apfel, und der Vogel in einem Augenblicke verschwunden.

Den folgenden Tag liefs der König auf dem grossen Platze ein ungeheures Feuer aufrichten, und die Mutter, die zwey Schwestern der Königin, und die Wehmutter ohne Barmherzigkeit, Angesichts des ganzen Volks, das sein Urtheil vollkommen gerecht fand, verbrennen.

* * *

Nun ging die Gesellschaft für diese Nacht aus einander.

FÜNFTE NACHT.

Das Loos entschied, daß Ludovike diesen Abend zuerst erzählen sollte.

ERSTES MÄHRCHEN.

Nerino aus Portugall.

Gales, König von Portugall, hatte einen Sohn, Nerino mit Nahmen, den er so einsam erziehen ließ, daß er bis in sein achtzehntes Jahr kein Frauenzimmer zu sehen bekam, außer seiner Mutter, und der Anna, die ihn säugte.

Als nun Nerino die Mündigkeit erreicht hatte, beschloß sein Vater ihn nach Padua zu schicken, wo er verschiedene Wissenschaften, und die wälsche Sprache lernen sollte. Nerino kam zu Padua an, und machte mit mehreren Mitschülern, die ihn täglich besuchten, Bekanntschaft. Unter diesen war ein Arzt, der Raimund Brunello hieß. Sie besprachen sich über verschiedene Gegenstände, und geriethen

so ein Mahl auch auf die Schönheit der Frauen. Nerino aber, der außer seiner Mutter und Annen noch keins gesehen hatte, behauptete zuversichtlich, daß es kein vollkommeneres und schöneres Weib gebe, als seine Mutter. Man zeigte ihm mehrere; er versicherte aber, daß sie alle mit seiner Mutter gar nicht zu vergleichen wären.

Raimund, der selbst eins von den schönsten Weibern hatte, wollte sich einen Spafs machen, und sagte: „Herr Nerino, ich hab’ ein Weib gesehen, das Ihr doch noch schöner finden werdet, als eure Mutter.“ Nerino antwortete, daß er es zwar nicht glaube, aber doch Verlangen trage, es zu sehen.

Raimund erwiederte: „So kommt morgen in den Lustgarten am Bache, und ihr sollt es sehen.“ Sie schieden nun auseinander, und Raimund sagte zu seinem Weibe, sie sollte morgen früh aufstehen, sich ganz artig putzen, und im bestimmten Lustgarten einfinden.

Genobbia, so hieß Raimunds Gemahlinn, stutzte über diesen Auftrag, da sie gewöhnlich immer das Haus hüten, und

arbeiten mußte: indessen kam sie doch dem Willen ihres Mannes nach, und putzte sich so niedlich, daß es eine Lust war, sie anzusehen. Sie fand sich im Garten ein, und Raimund kam mit seinem Freunde Nerino dahin. „Wie gefällt euch diese Frau?“ sagte er zu ihm. „Ist sie nicht schöner, als eure Mutter?“

„Wahrhaftig, sie ist schön,“ antwortete Nerino. „Aber wer ist ihr Mann, und wo wohnt sie?“ Raimund antwortete ihm nicht. „Wenn ihr mir nicht sagen wollt,“ fuhr Nerino fort, „wer sie ist, und wo sie wohnt, so macht mir wenigstens Gelegenheit, daß ich sie noch ein Mahl sehen kann.“ — „herzlich gern,“ sagte Raimund; „kommt nur morgen wieder hierher.“

Raimund befahl nun seinem Weibe, sich den nächsten Tag wieder dort einzufinden, und sich so prächtig zu kleiden, als es sich jemahls gekleidet hätte.

Genobbia wunderte sich noch mehr, that aber alles, wie es Raimund verlangte. Als sie Nerino auf dem Spaziergange sah, ward er über und über verliebt, und als Raimund zu ihm kam, beschwor er

ihn, ihn doch zu entdecken, wer diese schöne Frau wäre. Raimund gab ihm aber wieder keine Auskunft, und ließ ihn in voller Herzensunruhen nach Hause gehen.

Nerino ward über diese Unhöflichkeit so ungehalten, daß er zu sich selbst sagte: „Du willst nicht, daß ich wisse, wer sie ist; ich werde es doch erfahren.“

Er ging nun aus dem Garten, und wartete, bis die schöne Frau heraus kam, band mit guter Gelegenheit ein Gespräch an, und begleitete sie bis nach Hause. Nun verging wohl kein Tag, den er nicht zwanzig Mal unter ihren Fenstern vorüber ging. Er fühlte ein brünstiges Verlangen, sie zu sprechen, und sann nun unablässig auf eine Art, wie er seinen Wunsch, ihrer Ehre unbeschadet, erreichen könnte.

Er sann wohl hin und her; aber es fiel ihm nichts ein, bis er auf den Gedanken kam, mit einem alten Mütterchen, das der schönen Genobbia gerade gegen über wohnte, Bekanntschaft zu machen. Er machte ihr verschiedene kleine Geschenke,

und ward allmählig so vertraut, daß er täglich in ihr Haus kam. Aus einem Fenster des Mütterchens konnte man gerade in den Saal sehen, in dem Genobbia zu arbeiten pflegte. Hier konnt' er sie nach Herzenslust sehen; er hielt sich aber aus Bescheidenheit immer unbemerkt. Je öfter er sie sah, desto heftiger ward seine Leidenschaft. Er faßte den Entschluß, ihr ein Briefchen zu schreiben, und es zu einer Stunde, wenn ihr Mann nicht zu Hause seyn dürfte, zum Fenster hinein zu werfen. Er that es öfters; aber Genobbia las es nicht ein Mahl, sondern warf es immer ins Feuer. Endlich ward sie doch neugierig zu sehen, was darin stehen dürfte, brach das nächste, das angeflogen kam, auf, und als sie las, daß der Liebhaber Nerino, des Königs von Portugall Sohn, sey, und so heftige Liebe zu ihr trage, stand sie ein wenig bey sich an. Da fiel ihr jedes Ungemach ein, das sie von ihrem Manne zu leiden hätte, wie er sie immer einsperre, und an den Arbeitstisch banne und so fort. Je mehr sie erwog, desto mehr Behagen fand sie an den Brief-

chen, und an der Bekanntschaft, die nachfolgen dürfte.

Es war bald so weit gekommen, daß sie sich mündlich besprachen, und Nerino ihr feuriger und nachdrücklicher wiederholte, was er geschrieben hatte. Nun erfuhr sie auch die Art, wie er sie kennen gelernt. Er kam endlich sogar heimlich in ihr Haus, und beyde hatten sich förmlich ihre Liebe gestanden.

Als sie eben eines Tages in tiefster Vertraulichkeit sich besprachen, pochte Raimund an der Thür. Als ihn Genobbia hörte, mußte Nerino unter das Bett kriechen, und da warten, bis Raimund weggegangen seyn würde. Dieser hielt sich auch nicht lang' auf, und Nerino entfernte sich flugs nach ihm.

Den folgenden Tag traf Nerino auf Raimunden, packt' ihm haltig an, und sagte: „Was neues Raimund! ich weiß, wo sie wohnt; ich war bey ihr; sie ist in mich verliebt, wie ich in sie. Noch mehr, ihr Mann hat uns überrascht; sie hat mich unters Bett verborgen, und der Schaafs-

kopf isi seine Wege gegangen, ohne mich wahrzunehmen."

„Möglich?" sagte Raimund.

„Möglich, und gewiß; das schönste Weib unter der Sonne. Herr wenn ihr zu ihr kommt, sprecht gut für mich, ich bitt' euch." Raimund gab ihm sein Wort darauf, und fragte ihn nur noch, ob er wieder zu ihr kommen würde.

„Das versteht sich," antwortete Nerino.

Raimund wußte sich nun zwar nicht zu bestimmen, ob er sich für einen Hahnrey halten sollte, oder nicht. Sein Weib hatte ihm zwar einige Zeit her kälter und trotziger begegnet, als zuvor; er konnte sich aber doch nicht überreden, daß Nerino gerade sein Weib glauben sollte. In diesen Zweifeln ging er nach Hause, beschloß aber, sich noch nichts abmerken zu lassen, sondern sich erst genau zu unterrichten, und die zwey Liebenden allenfalls bey einander zu überraschen.

Am nächsten Tage stellte sich Nerino wieder ein, und während er seiner Genobbia am wärmsten herzte, kam Meister Raimund nach Hause. Seine Gattinn

packte aber den Liebhaber hurtig in eine Kiste, und über ihn eine Menge Kleider und Wäsche. Raimund stellte sich an, als ob er etwas suche, und kehrte das ganze Haus über und drüber. Endlich suchte er auch unter dem Bette; und da er nichts fand, ging er vergnügt fort. Nerino schlich ebenfalls zur Thür hinaus.

Den folgenden Tag begegnete er Raimunden, und sagte: „Lieber Freund, gestern war ich wieder bey ihr; aber ein verdammtter Streich ist mir begegnet; der vertrackte Mann mußte nach Hause kommen.“

„Und hat sie ertappt?“ sagte Raimund in der vollen Hoffnung, daß die Antwort alle seine Zweifel heben würde.

„Behühte!“ sagte Nerino; „wenn das Weibchen eine Närrinn wäre. Im Hui war ich in eine Kiste gepackt, und nirgends zu finden.“

Raimunden rannen große Tropfen von der Stirne; er ging fort, und wußte nicht, wo aus und wo ein.

Nerino hatte seiner Geliebten einen kostbaren Demant, in Gold gefaßt, mit sei-

nem Nahmen gegeben. Raimund mußte, so unruhiger war, doch wieder an seine Arbeit gehen; da ward Nerino wieder eingelassen, aber auch dieß Mahl mußte Raimund nach Hause kehren. Genobbia öffnete hurtig einen großen Schrank, der auf ihrem Zimmer stand, und sperrte ihn hinein. Raimund suchte wieder das ganze Haus durch, warf alles unter einander, riss jedes Geräth von seinem Platze, zertrümmerte beynahe die Kiste; als er aber wieder nichts entdeckte, ward er wie unsinnig, ergriff einen Feuerbrand, und drohte, das ganze Zimmer mit allem, was drinnen wäre, zu verbrennen. Die Wände begannen schon zu brennen, als Genobbia schrie: „Lieber Mann, was soll das alles? Bist du ein Narr geworden? Wenn dirs beliebt, dein Haus zu verbrennen, so thu'es; ich kenn' aber deine List. Du willst meinen Heirathscontract zerichten; das sollst du mir gewiß nicht. Leute! — Da sprangen vier Hausknechte herein — „Geschwinde tragt mir diesen Schrank hinunter!“ Sie lief voraus, die Kerl mit dem Schranke nach, und so ge-

rade, ohne daß es jemand sah, zum alten Mütterchen hinüber. Raimund stand da, wie aus Erz gegossen. Endlich besann er sich, und lief an die Hausthür hinunter, ob er nicht etwa irgend eine verdächtige Person heraus kommen sehe; er sah aber nichts, als die Flammen, die sein Haus verschlangen. Die Nachbarn waren alle zusammen gelaufen, und arbeiteten so rastlos, daß sie die Brunst endlich löschten.

Den folgenden Morgen begegnete Nerino Raimunden, und sagte ihm: „Lieber Freund, heute hab' ich euch einen gar drolligen Fall zu erzählen, der euch gewiss gefallen wird.“

„Und welchen?“ sagte Raimund, wobey ihm die Augen vor Wuth und Verwirrung im Kopfe glühten.

„Gestern geh' ich zu meinem Liebchen, bin kaum ein Weilchen bey ihr, da kommt ihr Mann, der Bengel, wieder nach Hause. Sie sperrt mich geschwind' in einen Schrank, er aber sucht alles durch, wirft alles über einander, und legt endlich Feuer an die Wände.“

„Und was geschah mit euch?“ stotterte Raimund.

„Das listige Weib ließ mich sammt dem Schrank' aus dem Hause tragen.“

Raimund ward blaß, wie eine Leiche; er schämte sich aber zu sehr, als daß er sich hätte entdecken sollen. Endlich sammelte er sich doch mit Mühe, und sagte: „Ihr werdet aber doch nicht wieder kommen?“

„Da mir selbst das Feuer nicht schadet,“ antwortete Nerino lachend, „was soll ich wohl fürchten?“

Raimund bath Nerino nun, ihm die Ehre zu erweisen, und künftigen Tag mit ihm zu Mittage zu speisen; Nerino versprach, sich einzufinden. Mit frühem Morgen ließ Raimund alle seine, und seines Weibes Verwandte zum Mittagessen laden, und ein herrliches Mahl bereiten, seinem Weib' aber befahl er, sich zwar ebenfalls einzufinden, sich aber nicht zur Tafel setzen, sondern verborgen zu halten.

Die Gäste kommen alle, setzten sich, und Raimund suchte Nerino zu berauschen, damit er desto sicherer die Wahrheit von

ihm erführe. Er goß ihm denn ein Glas nach dem anderen voll Malvasier; und da es Nerino immer emsig geleert hatte, ersuchte ihn Raimund endlich, der Gesellschaft irgend ein schnakisches Geschichtchen zu erzählen. Der arme Schelm, der sich noch nicht hätte träumen lassen, daß Genobbia Raimunds Weib seyn sollte, begann seine Geschichte, jedoch ohne einen Nahmen zu nennen. Genobbia hörte im Nebenzimmer jedes Wort. Da zog sie den Demant, den ihr Nerino gegeben hatte, vom Finger, und legt' ihn in einen silbernen Becher mit kostbarem Wein, gab ihn dem Bedienten, und befahl ihm, ihn Nerino anzubiethen, und trinken zu heissen, damit er besser sprechen könne. Der Bediente that es; Nerino leerte den Wein, und da er den Demant spürte, nahm er ihn heimlich in den Mund, und da er sich mit dem Tuch' abwischte, liefs er den Ring, den er als seinen erkannte, ins Tuch fallen, und steckt' ihn dann an den Finger. Nun sah er seinen Irrthum ein, und erzählte nicht weiter. Raimund sagte: „So fahret fort!“ Nerino antwortete

aber nur: „Da krähte der Hahn; es ward plötzlich Tag; ich wachte auf, und der Traum war verschwunden.“ Alle meinten er sey betrunken, und lachten herzlich.

Den folgenden Tag sagte Nerino zu Raimunden, daß er in zwey Tagen nach Portugall zurück zu kehren denke: Raimund wünschte ihm glückliche Reise, und hoffte nun ein ruhigeres Leben zu führen. Nerino kartete aber die Sache mit Genobbien heimlich so gut ab, daß sie beyde glücklich zu Schiffe gingen, und nach Portugall steuerten. Als es Raimund erfuhr, lief er mit dem Kopfe gegen die Wand, und — war mausetodt.

* * *

Das nächste Märchen erzählte Eri-
thraë.

ZWEYTES MÄHRCHEN.

Guerrino, der einzige Sohn des Königs Philipp Maria von Sicilien, befreyet einen Waldmenschen aus dem Kerker, und erhält grossen Dank dafür.

In Sicilien herrschte vor vielen Jahren Philipp Maria, ein gnädiger und weiser König. Er hatte einen Sohn, Guerrino mit Nahmen, den er ungemein liebte.

Eines Tages ritt er mit mehreren Edel-leuten auf die Jagd: als sie eben am eifrigsten jagten, kam aus dem finstersten Dickicht ein gräßlicher, ungestalteter, ganz behaarter Waldmann hervor. In der einen Hand hatte er eine ungeheure Keule, mit der er aber wie mit einem Stäbchen spielte. Alle erstaunten, faßten aber doch Muth, stellten sich in Ordnung, griffen ihn an, und überwandten ihn nach einem hartnäckigen Kampfe. Sie banden ihm Hände und Füße, führten ihn in den Pallaß, und sperreten ihn in einen geräu-

migen eisernen Käfich, der mit sechs Riegeln verwahrt wurde. Der König hatte eine solche Lust an dem Waldmanne, daß er ihn täglich besuchte, und die Schlüssel zu dem Gartentheile, in dem der Käfich stand, niemanden, als der Königin selbst, anvertraute.

Eines Tages ritt der König mit seinem Gefolg' abermahls auf die Jagd, und empfahl der Königin unterdessen die Schlüssel aufs sorgfältigste. Unterdessen wandelte dem kleinen Guerrino die Lust an, den Waldmann zu sehen. Er ging daher mit Pfeil und Bogen hin, und ließ sich bald in ein Gespräch mit ihm ein. Wie sie sprachen, sah der Waldmann die Gelegenheit ab, und nahm dem Knaben den reich gearbeiteten Pfeil. Der Knabe weinte bitterlich, und verlangte durchaus seinen Pfeil. Der Waldmann gab ihm sein Wort, daß er ihn wieder haben sollte, wenn er ihn erst aus dem Käfich' entliesse.

„Wie kann ich es aber thun?“ sagte der Knabe.“

„Wenn du nur wolltest,“ antwortete jener;“ die Art würd' ich dich bald lehren.“

(*Nächte. II. Th.*)

f

„Nun, so sprich!“

„Geh zu deiner Mutter, der Königin; wenn sie schläft, nimm unter dem Küssen die Schlüssel fachte hervor, und bringe sie her. Dann sollst du deinen Pfeil wieder haben, und früh oder spät werd' ich dir deinen Dienst gewiß dankbar vergelten.“

Der Knabe that alles genau, und brachte die Schlüssel. „Wenn ich dich nun frey lasse,“ sagte er, „so entferne dich ja so weit, daß man dich nicht mehr wittern kann. Mein Vater möchte dir sonst auf die Spur kommen.“

„Das überlaß nur mir,“ sagte der Waldmann; „weder dein Vater, noch sonst jemand soll mich erreichen.“

Guerrino öffnete nun die Riegel mit aller Mühe, erhielt seinen Pfeil, und der Waldmann war bald über alle Berge.

Der Waldmann war ursprünglich ein sehr schöner Jüngling gewesen, der sich aus Liebe und Verzweiflung in diese Wälder begeben, und nur von Wurzeln und Bergströmen ernährt hatte. Diese Kost und Lebensart hatten ihn nun so ver-

unstaltet, daß man ihn beynahe nicht mehr für ein menschliches Wesen hielt.

So viel vom Waldmanne. Nun erwachte die Königin, griff unter das Küssen um die Schlüssel, fand sie nicht, erschrak, und lief eilends zu dem Käfiche. Da sie den Waldmann nicht sah, befiel sie ein solches Herzeleid, daß sie sich nicht zu rathen wußte. Sie lief wie unsinnig im Hause herum, und schrie, wer so verwegen gewesen sey, den Käfich aufzusperren. Niemand wußt' es; da trat Guerrino zu seiner Mutter, und sagte: „Zürne auf niemanden, als mich, liebe Mutter! denn ich war es, der den Waldmann frey ließ.“ Da erschrak sie noch mehr; denn sie fürchtete, der Vater würde, wenn er von der Jagd nach Hause käme, ihren Sohn im Zorn' ums Leben bringen. Sie gab daher zweyen ihrer vertrautesten Bedienten eine ungeheure Summe Geldes, befahl ihnen zu Pferde zu steigen, und den kleinen Guerrino, den sie vollkommen ihrer Treue überließ, weit wegzuführen, damit er vor des Vaters Grimme gesichert sey.

Sie waren kaum fortgeritten, als der

König nach Hause kam, und gerade zu dem Käfiche des Waldmannes eilte. Als er ihn offen und leer fand, gerieth er in solche Wuth, daß er den Verbrecher zu tödten drohte. Er ging auf der Königin Zimmer, die er in der äußersten Bestürzung fand. Er fragte nach dem Waldmanne, und die Königin antwortete ihm stotternd: „Mälsige deinen Ingrim, und fasse dich; denn der Thäter ist dein eigener Sohn.“

„Wo ist er, der Ruchlose?“ schrie der König; „er soll den Frevel mit dem Leben büßen!“

„Gerade weil ich deinen Zorn kannte,“ erwiederte die Königin, „hab’ ich ihn von einigen treuen Bedienten weit von hier führen lassen.“ Der König knirschte vor Wuth, und schrie: „So glaubst du, an einem Thiere sey mir mehr gelegen, als an meinem Fleisch und Blut?“ Ohne ein Wort mehr zu erwarten, ließ er einen Haufen Soldaten zu Pferde steigen, und schickte sie gegen die vier Theile der Welt aus, um seinen Sohn zurück zu bringen. Sie ermüdeten sich aber umsonst, denn Guerino ging mit seinem Gefolge so geheim,

daß ihn niemand entdecken konnte. Er war mit den Bedienten über Berg und Thal und viele Flüsse gezogen, hatte sich bald an diesem bald an einem anderen Orte aufgehalten, so, daß Guerrino nun sechzehn Jahr' alt, und so schön war, wie eine Morgenrose. So treu die Bedienten bisher immer gegen ihn gedacht hatten, geriethen sie doch jetzt auf den teuflischen Einfall, ihn zu tödten, und sich in den Besitz des Geldes und Geschmeides zu setzen. Indessen konnten sie doch lange nicht unter einander über die Art, es auszuführen, einig werden.

Wie sie einst daherritten, kam ihnen ein wohl gebildeter Jüngling auf einem stattlichen Ross' entgegen. Er näherte sich Guerrino, grüßte ihn, und sprach: „Wenn es dir nicht unangenehm wäre, würd' ich dich deines Weges begleiten.“

„Du hast dich mir so freundlich angeboten,“ antwortete Guerrino, „daß ich es unmöglich abschlagen könnte. Es ist mir ein Gefallen; denn wir sind hier Fremdlinge, und wissen die Strasse nicht. Du wirst sie uns zeigen, und ein freundschaftliches

Gespräch wird uns den Weg abkürzen. Dieser Jüngling war niemand anderer, als der Waldmann, der durch einen sonderbaren Zufall seine vorige Gestalt erhalten hatte. Bey seiner Flucht aus dem Käfiche hatte ihn eine sehr schöne Feye gesehen, welche an einem gefährlichen Brustgeschwüre krank danieder lag. Als sie ihn erblickte, mußte sie über seine Gestalt so heftig lachen, daß ihr das Geschwür aufbrach, und sie beynah' erstickt wäre. Es hatte aber den unerwarteten Erfolg, daß sie davon genas. Die wohlthätige Feye sprach nun zum Waldmanne: „Du häßliches Geschöpf sollst für den grossen Dienst, den du mir gethan hast, künftig der schönste Jüngling seyn; ich will dich der Macht, die mir die Natur gegeben hat, theilhaftig machen, damit du nach deinem Belieben wirken kannst, was du willst.“ Hiermit gab sie ihm ein stattliches Pferd, und entließ ihn.

Guerrino erkennt' ihn nicht, obschon dieser ihn erkannte. Sie reisten fort, und kamen endlich in Irland in eine prächtige Stadt, wo damahls der König Zifroi

herrschte. Dieser König hatte zwey uncommon schöne und sittsame Töchter; die eine hieß Potentiana, und die andere Eleuteria, und beyde waren von ihrem Vater so geliebt, daß er alles nur mit ihren Augen sah. Als nun Guerrino, und der unbekannte Jüngling in der Stadt ankamen, nahmen sie ihre Wohnung bey einem Bäcker, dem höflichsten Mann' in ganz Irland, der sie auch vortrefflich bewirthete.

Den folgenden Morgen stellte sich der Jüngling an, als ob er abreisen wollte, und nahm von Guerrino Abschied; dieser hatt' ihn aber so lieb gewonnen, daß er ihn durchaus nicht von sich entliefs.

Damahls befanden sich im Bezirke der Stadt zwey wilde fürchterliche Thiere; das eine war ein Waldpferd, und das andere eine Waldstute; beyde waren aber so unbändig, daß sie nicht nur alle Felder verwüstheten, sondern auch Menschen anfielen und tödteten. Es war schon so weit gekommen, daß niemand mehr in der Gegend wohnen wollte; die Landleute verliessen ihre Häuser, und wanderten aus dem Lande. Auch fand sich niemand, der

des Muthes gewesen wäre, sie anzugreifen, und zu bändigen. Das Land ward öde und nackt, und der König wußte seines Leides kein Ende.

Unterdeffen waren die Bedienten des Guerrino über die Ankunft des Jünglings sehr ungehalten, da er sie an der Ermordung ihres Herrns hinderte, und sie sagten zu einander: „Wir wollen uns heimlich mit dem Wirthe verstehen, und ihm sagen, daß unser Herr tapfer genug sey, die zwey Waldpferde zu bekämpfen. Es wird zu des Königs Ohren kommen; der König wird ihn hohlen lassen, wird ihn ersuchen das Abenteuer zu bestehen, der hitzige Jüngling wird unterliegen, und Geld und Geschmeide wird unser bleiben.“

Wie gesagt, so gethan. Der Wirth war über diese unerwartete Nachricht voll Freude, lief in den Pallast des Königs, und erzählte ihm, was er gehöret hatte. Zifroi ließ auch den Jüngling unverzüglich zu sich rufen, und bath ihn in seinem, und seines unglücklichen Landes Nahmen, seinen Muth zu dieser edlen That zu verwenden. Guerrino wunderte sich, wie der

König gerade ihn mit diesem Auftrage beehren wolle, und versicherte, daß er sich gegen niemanden geäußert habe, er werde sich zu dieser Unternehmung bereit finden.

Zifroi ward unruhig über diese Antwort, und sprach: „Wenn du dich entschliessest, mein Land von dieser Plage zu befreyen, so will ich dir ein Geschenk machen, das deiner würdig seyn soll; weigerst du dich aber, obschon ich so viel auf dich baue, so fordere ich deinen Kopf.“ Hiermit entliefs er ihn.

Guerrino ging äusserst bestürzt nach Hause, setzte sich in einen Winkel, und sprach kein Wort. Der Jüngling, der ihm selten von der Seite wich, bemerkte seinen Trübsinn, und fragte ihn endlich um die Ursache desselben. Guerrino liebte ihn zu sehr, als daß er ihm die Sache hätte geheim halten sollen. Er erzählte ihm denn alles, und der Jüngling sagte: „Sey gutes Muthes, und fürchte nichts; denn ich will dich den Weg lehren, den du gehen mußt; du wirst siegen, und der König wird seinen Wunsch erreichen. Kehre denn zum

Könige zurück , und begehre einen sehr geschickten Schmid ; von diesem laß dir vier , zwey groſſe fingerdicke Hufe machen , und an jeden daran zwey lange ſcharf geſpitzte Haken. Dieſe laß meinem Pferd' anſchlagen ; es iſt bezaubert ; das mag dir genug ſeyn."

Guerrino kehrte nun zum Könige zurück , und verlangte alles ſo , wie es der Jüngling geſagt hatte.

Der König lieſs den beſten Schmid rufen ; dieſer weigerte ſich aber, dieſe Arbeit zu übernehmen , ſondern erklärte Guerrino für einen Narren , und der König mußte ihm bey ſeiner Ungnade befehlen, die Arbeit zu übernehmen.

Nun machte der Meiſter die Hufe , und legte ſie dem Pferde an. Hierauf ſagte der Jüngling zu Guerrino : „Beſteig es nun voll Muth und Vertrauen ; reit' in den Wald , und wenn du das Pferd wiehern hörſt , ſteig' ab , nimm ihm Sattel und Zaum , laß es frey laufen , klettere auf einen Baum , und warte den Ausgang ab." Guerrino nahm von ihm Abſchied , und ritt ſeines Weges. Die Nachricht war indeſſen ſchon

durch ganz Irland gegangen, daß sich ein kühner Jüngling gefunden hätte, der sich mit dem Waldpferde messen wollte.

Guerrino ritt froh in den Wald hinein, und war schon eine lange Strecke vorge- drungen, als er das Pferd wiehern hörte; er stieg denn ab, nahm ihm den Sattel und Zaum, ließ es laufen, stieg auf eine Eiche, und wartete den Kampf ab. Kaum hatte er den Baum erstiegen, als das Waldpferd voll Wuth das seinige anfiel; sie kämpften, wie zwey los gelaßne Löwen, bis das be- zauberte Pferd seinem Gegner einen Streich mit beyden Hinterhufen versetzte, ob dem es zu Boden fiel.

Nun sprang Guerrino vom Baume, band das Waldpferd mit Stricken, die er mit- gebracht hatte, und ließ es so von seinem Siegerpferde in die Stadt schleppen. Wie er aus dem Walde kam, jubelte ihm zahl- loses Volk entgegen. Unter unerhörtem Jauchzen führte es ihn bis in den Pallast des Königs; ein ganzes dankbares Volk hing wie mit einem Blick' an ihm. Der Kö- nig wußt' ihm nicht seinen Dank zu äus- sern. Die zwey Bedienten allein waren

mit dem Ausgange nicht zufrieden. Sie gingen daher zum Könige, und meldeten ihm, daß es Guerrino ein Leichtes seyn würde, auch die Waldstute zu überwinden, wenn er nur wollte. Der König liefs ihn rufen, und als er sich abermahls weigerte, diese That zu übernehmen, drohte ihm Zifroi, daß er ihn mit einem Fuße in der Höhe aufhängen lassen wollte, als einen Feind seiner Krone.

Guerrino ging nach Hause, und erzählt es abermahls seinem Gefährten; dieser sprach ihm aber wieder Muth ein, und hiefs ihn noch ein Mahl so große Hufe verfertigen zu lassen, und sich übrigens eben so zu benehmen, wie das erste Mahl. Guerrino that es auch, und die Waldstute brachte dem bezauberten Pferde einen so starken Biß bey, daß es sich kaum mehr vertheidigen konnte. Doch trug es am Ende wieder durch den doppelten Hufschlag den Sieg davon, und Guerrino brachte es abermahls in lautem Triumph vor den König.

Nachdem er den ganzen Tag in einem ununterbrochenen Feste zugebracht hatte,

kehrte er des Abends nach Hause, und warf sich auf das Lager, um auszuruhen. Er konnte aber nicht schlafen, sondern lag nur so, und lauschte. Da hörte er, daß etwas in einem Honigtopf sich immer rührte, als ob es heraus wollte. Er stand auf, öffnete den Deckel, und fand eine junge Schnepfe, die mit den Flügeln im Honig steckte, und sich nicht los machen konnte. Guerrino ging die Lage des armen Thieres zu Herzen; er löste es ab, und liefs es frey.

Unterdessen hatte Zifroi überlegt, wie er den Dienst lohnen sollte, den Guerrino so wohl ihm, als dem Lande geleistet hatte. Er liefs ihn daher zu sich rufen, und sagte ihm: „Edler Jüngling, du hast mir eine so große Wohlthat erwiesen, daß ich sie dir mit nichts geringerem, als mit meinem eigenen Blute lohnen kann. Ich habe daher beschlossen, dir eine meiner Töchter zu geben. Ich habe aber ihrer zwey. Die eine heist Potentiana, und ihre Haare sind so künstlich gewoben, daß sie wie Gold glänzen; die zweyte heist Eleuteria, und ihre Haare schimmern, wie

das feinste Silber. Ich werde sie dir beyde vermummt vorstellen; und wenn du erräthst, welche die goldenen Zöpfe habe, so soll sie dein seyn, und eine unermessliche Morgengabe dazu; erräthst du es aber nicht, so lasse ich dir den Kopf vom Rumpfe schlagen."

Guerrino stutzte über diese Anrede nicht wenig, und sagte: „Gnädiger König, ist das die Belohnung, die du mir verheissen hast? Ist das der Dank für die Befreyung deines ganzen Landes?" — „Zaudre nur nicht," erwiderte der König; „du hast meine Worte vernommen."

Guerrino ging wieder nach Hause, und erzählte alles seinem Gefährten. „Besorge nichts," antwortete dieser; „erinnere dich der Schnepfe, die du aus dem Honig befreyt hast. Sie wird dir aus der Noth helfen, und durch ein dreymahliges Zeichen diejenige entdecken, die du errathen sollst." Guerrino fiel ihm um den Hals, und sagte: „Wie kann ich dir für alle deine Wohlthaten genug danken!"

„Und wenn ich tausend Jahre lebte," antwortete der Jüngling, „so könnt' ich

nicht vergelten, was du an mir gethan hast. Es ist Zeit, daß ich mich entdecke. Wisse denn, daß ich der Waldmann bin, den du so liebeich aus deines Vaters Gefangenschaft befreyet hast, und daß ich Rubinetto heiße." Sofort erzählte er ihm seine Umstaltung; sie umarmten sich herzlich, und schworen sich ewige wechselseitige Brudertreue.

Nun näherte sich die Stunde, daß Guerrino in des Königs Pallast' erscheinen mußte. Sie gingen daher mit einander hin. Die zwey Töchter des Königs waren mit dichtem Schleyer bedeckt; der König stellte sie Guerrino beyde vor, und sagte: „Welche verlangst du dir also zum Weibe?"

Guerrino antwortete: „Gedulde dich; denn die Frist, die du mir bestimmt hast, ist noch nicht verstrichen." Nach wenigen Minuten kam die Schnepfe angeflogen, die Guerrino im Augenblick' erkannte, und flatterte um Potentiana's Haupt. Sie suchte sie abzuwehren; sie flog aber drey Mahl um ihr Gesicht, bis sie sich entfernte.

Guerrino baute vollkommen auf die

Worte seines Freundes , stellte sich an , als ob er sich befänne , und legte endlich seine Hand auf Potentiana's Schulter. „Diese ist es ,“ sagte er , „welche die goldenen Haare trägt.“ Man hob den Schleyer ab ; sie war es ; das ganze Volk jauchzte. Der König legte seiner Tochter Hand in die Hand des glücklichen Guerrino. „Ich erfülle mein Versprechen ,“ sagte er , „ohne noch zu wissen , von welchen Ältern du stammest ;“ und als Guerrino nun entdeckte , daß er der Sohn des Königs aus Sicilien sey , war die allgemeine Freude unaussprechlich. Seine Ältern wohnten den Hochzeitfeste bey , welches dadurch noch glänzender ward , daß der Waldmann die zweyte Tochter des Königs Zifroi heirathete , und die wohlthätige Feye selbst es mit ihrer Gegenwart beehrte , und die Brautpaare mit seltsamen Gaben beschenkte.

* * *

Nun erzählte Laurette.

DRITTES MÄHRCHEN.

Die Älfter.

In Böhmen wohnte vor vielen Jahren ein altes Mütterchen, Bagolana mit Namen. Sie war sehr arm, und hatte zwey Töchter, Cassandra, und Adamantina. Diese waren das einzige, was ihr am Herzen lag, und hätte sie diese versorgt, dann wollte sie ruhig sterben. Sie hatte weder in, noch ausser dem Hause etwas, das sie jemanden hätte vermachen können, als eine kleine Kiste mit Flachs; diese war das Erbtheil, das sie ihren Töchtern hinterliefs: sie empfahl ihnen, friedlich und fromm mit einander zu leben, und verschied.

Als das Mütterchen gestorben und begraben war, nahm Cassandra ein Pfund Flachs aus der Kiste, spann es, und als es gesponnen war, gab sie es ihrer Schwester, damit sie es verkaufte, und für das gelöste Geld Brot nach Hause trüge.

(*Nächte, II. Th.*)

Das Mädchen nahm den Flachs unter den Arm, und ging auf den Platz. Da saß ein altes Weib am Wege, das eine wunderschöne Älster im Schoofse hatte. Sie gefiel dem Mädchen so wohl, daß sie bey sich anstand, was sie thun sollte. Endlich beschloß sie, zu versuchen, ob sie sie nicht kriegen könnte. Sie ging daher zum alten Mütterchen hin, und sagte: „Liebe Mutter, gebt mir eure schöne Älster, so geb' ich euch mein Gespinnst.“ Das war der Alten ganz willkommen, und in einer Minute war der Tausch geschlossen.

Adamantina hüpfte voller Freuden nach Hause. Ihre Schwester fragte sie, ob sie den Flachs verkauft habe; da öffnete das kindische Mädchen den Schoofs, und zeigte ihr die Elster, die sie eingetauscht hätte.

Cassandra, die schon hungerte, gerieth in Zorn, und ergriff das Mädchen bey den Haaren, daß es bitterlich weinte. Adamantina suchte aber nur ihre Älster zu retten, und schlüpfte in's Nebenkämmerchen. Des Abends nahm sie ihre Älster auf die Hand, ging an den Herd,

nahm Öhl aus der Lampe, bestrich dem Vogel den Magen, wickelte ihn in Lappen ein, und ging mit ihm zu Bette. Das Mädchen war kaum im ersten Schlafe, als die Älster zu schreyen anfang: „Mutter, mir ist Noth.“ „Gedulde dich nur ein wenig!“ antworte das Mädchen, stieg aus dem Bette, und legte ihr das Halstuch, das sie des Tages trug, unter. Die Älster huckte ziemlich lange, und als sie das Mädchen wegnahm, war das ganze Tuch über und über voll Goldstücke.

Das Mädchen lief zu ihrer Schwester, und zeigte ihr das Geld; die Schwester war ganz erstaunt, und bath Adamantinen über die geltrige Mißhandlung um Verzeihung, herzte die Älster, und küßte sie.

Den folgenden Morgen schafften sie Mundvorrath ins Haus, Brot, Wein, Öhl, Holz, und alles, was zu einer bequemen Haushaltung gehört.

Sie bestrichen die Älster täglich mit Öhle, und hatten immer reichlichen Lohn dafür. Eines Tages besuchte sie eine Nachbarinn, die um ihre Armuth wufste, und

konnte sich dann nicht genug wundern .
daß alles so schön eingerichtet wäre.
Alle Weiber sind neugierig; so war es
denn auch die Nachbarinn. Sie konnte
nun schon nicht mehr ruhen, bis sie der
Sache auf den Grund sähe. Sie schlug,
wo nicht den besten, doch wenigstens
den kürzesten Weg ein, und ging gerade
zu den Mädchen selbst. „Liebe Mädchen,”
sagte sie, „wie habt ihrs wohl angefan-
gen, daß ihr euch so niedlich habt ein-
richten können?“

„Wir haben ein Pfund Flachs,” antwor-
tete Cassandra, die ältere Schwester, „für
eine Älster vertauscht, die uns mit mehr
Gelde versieht, als wir brauchen. „Da
ward die Nachbarinn so neidisch, daß
sie an der Stelle beschloß, die Älster zu
stehlen. Sie ging nach Hause, und theilte
den Anschlag ihrem Manne mit. Dieser
wähnte Anfangs, sein liebes Weib träume
am hellen Tage; sie wußt’ es aber doch
allmählich dahin zu bringen, daß er ihr
glaubte. „Wie wirst du sie aber kriegen?“
sagte er.

„Du mußt dich eines Abends betrunken

stellen, mußt den Degen nehmen, und hinter mir herlaufen, als ob du mich tödten wolltest. Ich werde mich in ihr Haus flüchten, bis den folgenden Tag dort bleiben, und die Nacht so gut, als möglich, zu benutzen suchen.

Gleich den nächsten Abend führten sie den Anschlag aus. Der Mann riß seinen verrosteten Degen aus der Scheide, und stolperte fluchend hinter den Weibe her, das mit zerstreuten Haaren, weinend und schreyend die Gasse daher lief, und endlich in das Haus, wo die zwey Schwestern wohnten, sprang.

Die guten Mädchen fragten sie voll Besorgniß um die Ursache dieses Haders, und das Weib antwortete, ihr Mann sey schon betrunken nach Hause gekommen, und da sie ihm seine Unmäßigkeit verwiesen, habe er sie ermorden wollen. „Verzeiht mir, daß ich mich gerade zu euch gerettet habe.“ Die Mädchen sagten, sie habe recht gethan, und sie würden sie um alles in der Welt nicht aus dem Hause lassen, bevor der Mann seinen Rausch verschnarcht hätte.

Hierauf gingen sie zum Abendessen, bestrichen die Älster mit Öhle, und gingen zur Ruhe. Nach einigen Stunden begann die Älster wieder zu rufen; Adamantina legte ihr wieder das Tuch unter, und das Tuch ward wieder voll Geld. Der bösen Nachbarinn schien nun jede Minute eine Stunde, bis sie den unschätzbaren Vogel gestohlen haben würde. Als die Schwestern wieder entschlafen waren, stand sie heimlich auf, und steckte die Älster unbemerkt in ihre Tasche, nahm dann mit Tages Anbruche von den Schwestern Abschied, und ging nach Hause. „Lieber Mann!“ schrie sie beym Eintritte, nun „sind wir auf immer glückliche Leute! da ist die Elster! da ist der Vogel, der uns steinreich machen wird!“

Es ward Nacht; die Nachbarinn machte Feuer an, bestrich die Älster, wickelte sie in Lappen, und ging mit ihr zu Bette. Nach dem ersten Schlafe schrie die Älster: „Liebe Frau, mir ist Noth!“ Da sprang die Nachbarinn mit beyden Füßen aus dem Bette, nahm ihr schönstes seidenes Halstuch, und legte es der Äl-

hier unter. „Nur zu, liebe Älster,“ sagte sie, „so lange du willst.“ Als sie nun das Tuch wegnahm, war es voll eitel Unrath.

„O du Närrinn,“ „sagte der Mann,“ da hast du's nun! daß ich dir doch geglaubt habe!“ das Weib schwur ihm aber hoch und theuer, daß sie den Haufen Goldstücke mit eigenen Augen gesehen habe. „Ich will's morgen noch ein Mahl versuchen,“ sagte sie. „Das sollst du mir gewiss nicht,“ sagte der Mann, ergriff die Älster, und warf sie auf die Gasse hinaus. Sie flog fort, und setzte sich im Wald' auf einem Baum.

Der Zufall wollte, daß der König eben auf die Jagd ritt, und gerade dem Baum vorbey kam, auf welchem die Älster saß. Sein Gefolge hatte sich von ihm verirrt, und er war ganz allein. Mit einem Mahle flog die Älster vom Baume herunter, und haute sich mit scharfem Schnabel in seinen Nacken ein. Er wollte sie wegweisen, aber es war unmöglich. Er schrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Endlich vernahm das zerstreute Gefolge sein Geschrey, und fand ihn in diesem kläglichen Zustande. Niemand war in

Stande, die Älster abzulösen. So brachten sie den König unter unfäglichen Schmerzen nach Hause, wo er alsogleich durchs ganze Land kund machen ließ, daß er demjenigen, der ihn von der Älster befreiete, den dritten Theil seines Königreichs abtreten wolle; und wär' es ein Mädchen, so woll' er es zu seiner ewig geliebten Gemahlinn machen.

Viele eilten zum Pallaste, und hofften den Preis zu verdienen; aber niemand war es im Stande. Als Cassandra und Adamantina, welche bisher immer den Verlust ihrer Älster beweint hatten, den öffentlichen Aufruf vernahmen, gingen auch sie zum Pallaste, und stellten sich dem Könige vor. Cassandra, die ältere Schwester, versuchte die Älster wegzureissen; die Älster pickte sie aber so scharf in die Hand, daß sie schreyend zurück fuhr. Nun trat die jüngere Schwester hinzu, und sagte: „Liebe Älster, martere nun meinen Herrn und König nicht länger.“ Da erkannte die Älster ihre Pflegemutter, ließ mit den Krallen vom Nacken ab, und flatterte ihr auf die Schulter. Der König

erstaunte, und er seufzte aus dem Innersten seiner Brust, nachdem er so viele Tage nicht geruht hatte. Er liefs Adamantinen sogleich zu seiner Gemahlinn ausrufen, und vermählte sich mit ihr im Angesichte des ganzen Volkes bey einem unbeschreiblich herrlichen Feste. Die Älster blieb bis nach der Hochzeit bey ihr; als sie sich aber die erste Nacht zu Bette begeben wollte, war die Älster verschwunden.

* * *

Nun mußte auch Herr Antonio ein Mahl erzählen.

VIERTES MÄHRCHEN.

Das Schuhemagazin.

In Pistoja, einer sehr alten Stadt in Toscana, lebte vor langer Zeit eine junge Frau, welche man Modesta hiefs, obschon ihr dieser Name nicht mit zu vielem Rechte gebührte; denn ihre Lebensart war sehr

locker. Übrigens war sie sehr artig, und einnehmend. Ihr Mann, Tristan Zanchetto, war ein leutseliger, rechtschaffener Mann, aber ganz in seine Kaufmannsgeschäfte vertieft.

Frau Modesta hatte von Natur eine sehr verliebte Leibesbeschaffenheit; und so unablässig ihr Mann in seinem Handel grübelte, so unablässig beschäftigte sie sich mit ihren Liebeleyen, von denen nun Herr Tristan freylich nicht unterrichtet war.

Alle Tage stand sie bald auf dem einen Balcone, bald auf dem andern, und lauschte auf die Vorübergehenden. Diese konnten auch über ihre Absicht nicht lange in Ungewissheit bleiben; denn Frau Modesta war sogar bereit, ihnen einen Wink zu geben, der sie ausser allen Zweifel setzte. Sie hatte es mit dieser sonderbaren Höflichkeit so weit gebracht, daß bey nahe kein Jüngling mehr in Pistoja war, der nicht von der Frau Modesta zu erzählen gewußt hätte. Sie gefiel sich selbst in den unglaublichen Fortschritten, die sie machte, und so kam sie endlich

auf den Gedanken, daß jeder, der sich um ihre Gunst bewärbe, ihr zum Geschenk' ein Paar Schuhe, nach dem Range des Gebers mehr, oder minder schön, zurück lassen sollte. War der Liebhaber von Adel, so mußten die Schuhe von Sammet; war er vom Mittelrange, von Seiden, und war er aus der untersten Classe, von Leder seyn. Die gute Frau hatte einen solchen Zulauf, daß ihr Kaufmannsgewölbe beynahe nie leer wurde; auch ließen sich viele ihrer Liebhaber noch über die Bedingnisse ein, die sie gesetzt hatte, und brachten verbrämte, oder gar gestickte Schuhe. Es kam so weit, daß sie ein ganzes Magazin voll Schuhe hatte.

Der Zufall wollte, daß Herr Tristan das Magazin brauchte, um es mit gewissen Kaufmannswaaren anzufüllen, die ihm plötzlich von vielen Orten auf ein Mahl zugeschickt worden waren; er verlangte daher von Frau Modesten die Schlüssel dazu. Das listigste aller Weiber gab sie ihm auch ohne alle Entschuldigung. Wie staunte der ehrliche Tristan nicht, als er das Magazin, das er leer

vermuthet hatte, mit Schuhen vollgepackt fand. Er konnte sich gar nicht enträthseln, wie es damit rechter Dinge zugegangen seyn sollte, und stellte sie darüber zur Rede. Sie antwortete ihm aber mit einer Art von Schalkhaftigkeit, die jeder andere, als der Kaufmann Tristan, durchgeblickt haben würde: „Was meint ihr, Herr Tristan? denkt ihr die Männer allein seyen zum Handel geboren? Die Weiber verstehen sich nicht weniger darauf. Wenn du dich mit grossen Sendungen abgibst, begnüg' ich mich mit kleinen Lieferungen. Hab' ich meine Waaren nicht recht fürs Auge hergestellt? Kauft er was, Herr Tristan?“

Der gute Tristan hatte nun sein Weibchen doppelt lieb, da auch sie der Kaufmannsgeist befahren hatte. Er kneipte sie freundlich in die Backen, und sprach ihr zu, den Handel ja nicht aufzugeben.

Wenn Modesta dem Rath' ihres Mannes nie gefolgt hatte, so that sie es doch dieß Mal. Sie war in kurzer Zeit so reich an Schuhen, daß man ganz Pistoja damit würde haben versehen können. So

ging's fort, so lange Modesta hübsch und jung war; ihre Reitze begannen aber zu schwinden, und die Schuhe abzunehmen, bis sie endlich ganz ausblieben. Sie versuchte alle Mittel, Liebhaber zu locken, saß Tage lang auf dem Balcon, aber niemand liefs sich locken.

Endlich schlug sie einen andern Weg ein, und schenkte jedem ihrer Liebhaber ein Paar Schuhe, wodurch sie denn viele aus jener Classe, die sie sonst mit ledernen versehen hatte, an die Angel kriegte. Das Magazin ging schon bald zu Ende, als Tristan eines Tages sehen wollte, wie es um den Handel seiner Frau stehe; er nahm die Schlüssel, ging in das Magazin, und fand es zu seinem größten Schrecken fast ganz ausgeleert; doch tröstete ihn dieß; daß sie damit viel baares Geld gewonnen haben würde, das er nun allen Falls zu seinen Bedarfe verwenden könnte. Er befragte sie selbst über die Lage der Sache. Modesta erklärte ihm aber offenherzig, daß er sich täusche, und daß die Schuhe fort wären, ohne daß sie darum etwas gewonnen hätte. Tristan war so billig,

sich nicht näher zu erkundigen, da er sah, wie sehr sie sich ihren Verlust zu Herzen nähme. Sie kränkte sich auch so sehr, daß sie an demselben Tage, als sie das letzte Paar Schuhe wegschenkte, bettlägerig ward, und in kurzer Zeit darauf starb.

* * *

„Morgen, meine Herren und Damen,“ sagte die Frau vom Hause, „sehen wir uns wieder.“

SECHSTE NACHT.

Alteria erzählte diesen Abend zuerst.

ERSTES MÄHRCHEN.

Margrethe von Spoleto.

Ragusa ist eine Stadt in Dalmatien, sehr nah' am Meere, und nicht fern davon ist ein kleines Eiland, Isola di Metzo genannt, mit einem festen, wohl verwahrten Schlosse; zwischen Ragusa, und diesem Eiland'

aber ist ein kleiner Fels, auf dem sich gar nichts befindet, als eine kleine Hütte von Bretern, nur zur Hälfte mit Stroh bedeckt. Weil dieser Ort vollkommen nackt und unfruchtbar, auch die Luft sehr ungesund war, hielt sich niemand dort auf, als ein einziger Mann, Theodoro mit Nahmen, der sein Leben damit kümmerlich hinbrachte, daß er bald nach Ragusa, bald auf das Eiland betteln ging.

Eines Tages befand er sich eben auf dem Eilande, und bettelte nach seiner Gewohnheit Brot; da begegnete ihm etwas, dessen er sich gewiß nicht gewärtig war, nämlich ein junges hübsches Weib, Margrethe mit Nahmen, — dem er bey dem ersten Anblicke sehr wohl gefiel. Da er nur elende Bettlerlumpen auf dem Leibe hatte, ließ sie ihrem feurigen Temperamente ungestörten Lauf, fiel ihm heftig um den Hals, und schenkte ihm eine Menge Brot.

Theodoro war zu einfältig, und in solchen Händeln zu wenig geübt, als daß er sich nicht hätte wenigstens auf einige Zeit täuschen sollen. Er hielt diese feurigen

Außerungen Margrethens für nicht mehr, und nicht weniger, als ein inbrünstiges Mitleiden. Er ging oft in Margrethens Wohnung, und sie verfuhr ihn reichlich mit Broten, Fleische, Gelde, wagte es aber doch noch nicht, einen Schritt näher zu thun.

Es ging freylich einige Zeit so; die Liebe ward aber endlich doch über ihre Schamhaftigkeit Meister. Sie faßte all' ihren Muth zusammen, und sagte: „Lieber Theodoro, bin ich nicht ein läppisches Weib, daß ich dich so heftig liebe?“ Hiermit fing sie bitterlich zu weinen an, und fiel ihm abermahls um den Hals.

Da gingen dem einfältigen Bettler erst die Augen auf; er beantwortete ihre Umarmungen mit noch heftigern, und so ward denn ihr Gespräch immer vertrauter.

Endlich sagte Margrethe: „Wenn du mich liebst, Theodoro, so thue, was ich dir sagen werde. Heute Nachts um vier Uhr stelle ein brennendes Licht unter das Fenster deiner Hütte; ich werde zu dir hinüber kommen.“

„Wie willst du aber über das Meer?“

sagte Theodoro. „Weder ich habe einen Nachen, noch du; und sich fremden Händen anzuvertrauen, wär' allzu große Gefahr.“

„Überlaß mir die Sorge,“ erwiderte Margrethe; „ich bin im Schwimmen geübt.“

„Behüte und bewahre!“ sagte Theodoro; „der Weg ist lang; du könntest den Athem verlieren, und untertauchen.“

„Sorge nicht,“ sagte das entbrannte Weib noch ein Mahl; „aus Liebe zu dir will ich schwimmen, wie ein Fisch.“

Als sie Theodoro so unerschütterliches Vorsatzes sah, gab er sich zufrieden, und stellte zur bestimmten Stunde das brennende Licht unter das Fenster, und erwartete die junge Schwimmerinn voller Freuden.

Als sie das Licht erblickte, warf sie ungestüm die Kleider ab, sprang vom Ufer, und arbeitete mit Händen und Füßen so rastlos, daß sie sich in weniger als einer Viertelstunde in Theodoro's Strohütte, und in Theodoro's Armen befand.

Theodoro trocknete sie ab, und beherbergte sie, so gut er es auf diesem öden

Felsen mitten im Meere konnte. Bevor der Morgen einbrach, kehrte sie durchs Meer zurück.

Dieser erste Besuch hatte sie nun so wohl unterhalten, daß sie die Reise beynahe jeden Tag wiederholte, so bald sie das Licht in der Ferne brennen sah.

Eines Tages lag ein dichter Nebel über dem Meere; Margrethe ließ sich aber dadurch nicht abhalten, sondern sprang wieder vom Ufer, und schwamm fort. Dieselbe Nacht waren auch die Fischer am Ufer. Als diese etwas im Meere dahier schwimmen sahen, hielten sie es für einen Fisch, und fuhren mit ihrem Kahne darauf los. Das arme Weibchen wußte sich nicht so gut zu verbergen, daß sie von den Fischern nicht erkannt worden wäre. Diese beschloßen, der Sache näher auf die Spur zu kommen; und als sie mehrere Tage hinter einander das Nähmliche sahen, begriffen sie, was das brennende Licht, das sie schon seit einiger Zeit bemerkt hatten, bedeute, und gingen mit einander zu Rathe, ob sie die Sache geheim halten, oder entdecken sollten.

Der Schimpf, den sie ihrer Familie anthat, und die Lebensgefahr, die das Weibchen selbst täglich lief, bestimmten sie, alles Margrethens Brüdern zu erzählen. Die Brüder wollten den Fischern nicht glauben, bevor sie es nicht mit eigenen Augen gesehen haben würden. Als sie sich aber selbst überzeugt hatten, beschloßen sie ihrer Schwester Tod. Der kleinere Bruder bestieg daher, so bald die Nacht eingebrochen war, einen Nachen, und begab sich zu Theodoro, den er dringend bath, ihn diese Nacht zu beherbergen, da er irgend etwas begangen habe, und sich vor der Wache in Sicherheit setzen müsse. Theodoro erkannte ihn, und beherbergte ihn in seinem Bette.

Unterdessen nahmen die anderen Brüder eine kleine Segelstange, und eine Blendlaterne, fuhren in einem Nachen den Felsen zu, und pflanzten vor der Strohhütte die Segelstange mit der Latern' auf.

Als Margrethe das Licht sah, warf sie wieder die Kleider ab, und schwamm hinüber. Die Brüder lagen am Boden, und horchten, und als sie das Wasser rau-

schen hörten, stiegen sie mit der Laterne wieder in den Nachen, und ruderten so still' als möglich fort. Margrethe hatte in der finstern Nacht kein anderes Zeichen, nach dem sie sich richten konnte, als das Licht. Die Brüder entfernten sich aber immer weiter, und als sie sie ins hohe Meer hinaus gelockt hatten, löschten sie die Laterne aus. Ihre Kräfte versiegten, und bald schwamm sie todt hin, wie das Stück eines zertrümmerten Schiffes.

*
*
*
Nun erzählte Laurette.

ZWEYTES MÄHRCHEN.

Cimarosto, der Narr.

In Brescia, einer Stadt der Lombardey, lebte vor Alters ein erzschlauer Mann, Cimarosto mit Nahmen, der den Narren spielte, und unter diesem Schilde alles an sich zu reißen pflegte, was ihm bey sei-

nen Nachbarn gefiel. Diese hatten ihn aber schon zu gut kennen gelernt, als daß sie sich vor ihm nicht hätten sehr in Acht nehmen sollen. Es gelangen ihm denn die wenigsten seiner Streiche mehr, daher er von Brescia heimlich abreiste, und nach Florenz zuwanderte, wo er mit einem Mahl ein reicher Mann zu werden hoffte.

Damahls lebte zu Florenz ein Deutscher, der ein großer Liebhaber von lustigen und schnakischen Leuten war, sich aber wohl hütete, den Spass, den er sich mit ihnen machte, zu bezahlen. Diese letzte Eigenschaft wußte Cimarosto nicht, und suchte daher seine Bekanntschaft, da er niemanden kannte, der ihn hätte einführen können.

Er ging daher in seine Wohnung, und fand beym ersten Eintritte einen derben schwarzbärtigen Lackey, der ihn anfuhr: „Wo willst du hin?“ Cimarosto erschrak über die finstern Blicke, und sagte ganz demüthig: „Werther Herr, gestatt' er mir den Zutritt zu seinem Herrn; denn ich habe mit ihm die wichtigsten Dinge abzuthun.“

„Geh' er seine Wege," sagte der Lackey;
„denn er wird hier nichts finden, als Dinge,
die ihm nicht anstehn."

Cimarosto bestand auf der Wichtigkeit seines Gewerbes; der Lackey liefs sich aber durch nichts bewegen, bis ihm Cimarosto die Hälfte von dem versprach, was ihm seine geheime Unterredung einbringen würde.

Nun liefs ihn der Lackey in das zweyte Zimmer, in dem er einen wohl gesitteten jungen Menschen antraf, der ihm leutselig entgegen ging, und ihn fragte, „was er verlange." Cimarosto antwortete, dafs er seinen Herrn zu sprechen habe.

„Das kann jetzt nicht seyn," erwiederte der junge Mensch; „er ist mit andern Geschäften überladen, und Gott weifs es, wenn er wieder zu freyen Athem kommt."

„Herr," sagte Cimarosto, „mein Geschäft ist gar zu wichtig, als dafs es Aufschub litte."

Cimarosto ward endlich auch mit diesem einig, dafs er alles, was er von dem Herrn erhalten würde, treulich mit ihm theilen wollte. Nun ward er in das Hei-

†

†

†

†

†

†

†

ligthum selbst eingelassen. Der Herr vom Hause lehnte in einem Winkel, und redete den Fremden in deutscher Sprache an. Cimarosto stellte sich an, als ob er auch deutsch spräche, obschon er kein Wort verstand, so, daß sie eine Weile sprachen, ohne sich einander zu verstehen. Endlich ward es dem Hausherrn zu lange, und er fragte ihn wälsch, woher er käme, und was er wolle.

Cimarosto antwortete ihm dann, daß er aus Brescia sey, daß er Cimarosto heiße, und daß er zu ihm gekommen sey, um ihn um eine einzige Gnade zu bitten.

„Und worin besteht sie?“ fragte der Hausherr.

„In weiter nichts,“ erwiederte Cimarosto, „als in fünf und zwanzig Geißelstreichchen, und zwar von den tüchtigsten und besten.“

Der Hausherr wunderte sich nicht wenig, und lachte überlaut; Cimarosto bestand aber darauf, daß er sonst um nichts zu bitten habe. Da sich denn der Hausherr überreden mußte, daß es ihm wirklich darum zu thun sey, ließ er einen

Hausknecht kommen, und befahl ihm, die fünf und zwanzig Geißelftreiche, so gut, als er sie nur immer verlangen konnte, herunter zu schwingen. Der Hausknecht gehorchte, Cimarosto mußte sich ganz entkleiden, und nahm denn die Geißel zur Hand: Cimarosto schrie aber aus vollem Halle: „Halt' ein, und schlage mich nicht!“

„Nun, was willst du denn?“ sagte der Hausherr, der ihn schon mit Herzenslust hätte durchgerben sehen mögen.

„Herr!“ antwortete Cimarosto; „es gibt nichts Abscheulichers, als wenn jemand sein gegebenes Wort bricht; drum möchte auch ich es gern halten. Ich habe zweyen von euren Hausleuten die Hälfte von den Geißelftreichen, die ich bekommen würde, versprochen. Ich wollt' es nicht; aber sie haben mich dahin gebracht, daß ich es versprechen mußte. Ich bitt euch denn, Herr, laßt einem jeden das seinige zukommen.“

„Was willst du damit sagen?“ —

„Als ich in das Haus her kam, und euch sprechen wollte, haben mir beyde Thürhüter in den Vorzimmern aufgebun

den, daß man euch unmöglich sprechen könne; daß ihr so mit Geschäften überladen seyd, daß auch die wichtigsten Angelegenheiten bey euch jetzt kein Gehör finden könnten; kurz um, sie machten mir's so lang' unmöglich, euch zu sprechen, bis ich ihnen jedem mit Hand und Mund die Hälfte von dem, was mir die Unterredung eintragen würde, versprochen habe. Ich habe nun, wie ihr wißt, um fünf und zwanzig Geißelftreiche gebethen; ihr habt mir sie zugesagt; ich bitt' euch denn, mich in den Stand zu setzen, daß ich mein Wort halten kann."

Der Hausherr, ergrimmt über die Eigennützigkeit seines Hausgesindes, ließ diese zwey Thürhüter an der Stelle vor sich rufen; sie mußten sich auskleiden, und der Hausknecht mußte einem jeden zwölf Streiche geben.

„Hörst du,“ sagte der Hausherr, „jetzt ist noch ein Streich übrig; drum mag der letztere dreyzehn auf den Rücken nehmen.“

„Bewahre!“ sagte Cimarollo; „seyd ihr doch sonst ein gerechtigkeitsliebender Mann. Macht es vielmehr so; laßt sie

beyde enge zusammen binden , und auf den Tisch stellen ; da wird sich der Geißelschwung an jedem zur Hälfte schmiegen , und ihr habt dann jedem nach Recht und Billigkeit das Seinige gegeben.”

So sehr nun der Hausherr über den Einfall gelacht hatte , so war es ihm doch nicht in den Sinn gekommen , etwas dafür zu bezahlen , und Cimarosto mußte mit leerer Tasche abziehen.

*
*
*
Molino erzählte nach Lauretten.

DRITTES MÄHRCHEN.

Der Streit über den Edelstein.

In Siena lebten vor einigen Jahren drey lose Gefellen ; der eine, Gordino, fraß und soff übermäßig ; der andere , Fentuzzo , hatte nichts zu nagen und zu beißen ; der dritte, Senuccio, hatte gar wenig Gehirn im Schädel. Eines Tages gingen sie mit einander,

und als sie auf einen Kreuzweg kamen, sagten sie: „Wo werden wir uns nun hin wenden.“

„Ich gehe nach Parma,“ sagte Gordino; „und will sehen, daß ich ein Plätzchen finde, wo ich mir gütlich thun kann, ohne arbeiten zu müssen.“

„Das wollen auch wir,“ sagten die anderen; und so gaben sie sich die Hände, daß sie sich nicht trennen wollten, bis sie in Parma seyn würden. Sie gingen nun ihres Weges, und siehe! — da erblickte Gordino einen Edelstein. Fentuzzo hatte ihn aber der erste seinen Gefährten gezeigt, und Senuccio hatte ihn aufgehoben. Nun wollte ihn jeder für sich allein haben; es ging so weit, daß sie handgemein wurden.

Zum Glücke kam Herr Guavardo, ein Kaufmann, des Weges hergeritten. Er hielt an, fragte die Kämpfer um den Grund ihres Streites, und diese erzählten ihn, wie er war.

„Wenn ihr mir die Sache anvertrauen wollt,“ sagte Guavardo, „so will ich euren Streit’ ein Ende machen.“

Alle willigten ein, und er sagte: „Wenn

ich den Streit entscheiden soll, müßet ihr zwey Dinge erfüllen: fürs erste müßt ihr mir den Gegenstand des Streites ausliefern; und dann müßt ihr jeder binnen zwey Monathen eure Faullenzerey so weit treiben, als es euch möglich seyn wird. Der es am weitesten gebracht haben wird, der soll den Edelstein haben. Sie gaben sich zufrieden, lieferten den Stein aus, und gingen ihrer Wege.

Gordino trat in einen Dienst. Sein Herr gab ihm eines Tages Feigen in Verwahrung; der naschhafte Diener benutzte aber die Gelegenheit, und schmaulte nach Herzenslust davon. Plötzlich trat sein Herr ein, als er eben eine ungeheure Feige in den Mund steckte. Es blieb ihm nichts übrig, als sie wie ein Affe in einen Winkel des Mundes zu drücken.

Der Herr sah, daß er stark geschwollen sey, und fragte ihn, was ihm fehle; er gab keine Antwort. Er sagte: „Hast du ein Zahngeschwür?“ — Er schwieg.

„Öffne den Mund, damit ich sehe, was dir fehlt!“

Er that es nicht. Da ließ sein Herr den

Wundarzt rufen; dieser kam, aber Gordino war weder zum Sprechen, noch zum Öffnen des Mundes zu bereden. Endlich ergriff jener seine Instrumente, und wollte den Mund mit Gewalt aufsperrn. Gordino biß aber die Zähne so stark über einander, daß nichts half.

„Ich weiß nun nichts mehr zu thun,“ sagte der Wundarzt, „als von aussen einen Schritt zu wagen. Das Apoplem scheint äußerst gefährlich.“

„Wie ers für gut hält,“ sagte der Herr.

Gordino hörte es, und muckte nicht. Der Wundarzt schnitt in die geschwollene Wange; aber, anstatt Eiter, drang nichts, als Blut und die Feige vor.

Der Herr und der Wundarzt kreuzigten sich über diese unerhörte Halsstarrigkeit, und der Herr jagte ihn mit triefender Wange aus dem Dienste fort. Gordino glaubte nun sicher, den Edelstein schon im Besitze zu haben.

Fentuzzo hatte unterdessen noch keinen Herrn gesehen, sondern war von Hause zu Hause betteln gegangen. Des Nachts schlief er bald unter einem Baume, bald

unter einer Hausthür. Eines Tages legte er sich in ein verfallnes Gemäuer: in der Nacht kam ein so heftiges Ungewitter, als ob die Erde zu Grunde gehen wollte. Der Regen drang von allen Seiten ein, und eine Traufe stürzte ihm gerade aufs linke Auge. Er regte sich aber nicht, sondern litt alles mit unaussprechlicher Geduld. Als er des Morgens erwachte, merkte er, daß er am linken Aug' erblindet sey; aber anstatt sich darüber zu grämen, jubelte er; denn er hielt nun den Edelstein schon für gewonnen.

Senuccio hatte sich ein Weib genommen, das ihm an Faulheit nichts nachgab. Als sie eines Abends beysammen saßen, sagte er: „Liebes Weib, es ist spät; wir wollen schlafen gehen; mache die Hausthür zu!“

„Mache nur du sie zu!“ sagte das Weib.

So zankten sie eine Weile, wer die Thür zumachen sollte, bis sie einig wurden, daß sie jenes zumachen sollte, das zuerst sprechen würde. Da saßen sie nun beyde, wie stumm. Das Weib ging zu Bette, und lag nicht lang', als ein Bedienter, dem

das Licht in der Laterne ausgelöscht war, ans Fenster kam, um anzuzünden. „He! Ist niemand da?“ — schrie er; aber niemand gab Antwort. Er kam an die Hausthür, ging hinein; da saß Senuccio mit offenen Augen auf der Bank. „Wollt ihr mir Licht geben?“ sagte der Bediente; er antwortete nicht. Der Bediente ging ins Zimmer; da lag das Weib im Bette. Er fragte, und erhielt keine Antwort. Das Weibchen war jung, er ging denn voll Verdruss zu ihr hin — und ging vergnügt zur Thür hinaus.

Den folgenden Morgen ging das Weib munter hinaus, und fand ihren Mann noch auf der Bank sitzen. „Vortrefflich!“ sagte sie; „fremde Leute lässest du ins Zimmer, und sagst kein Wort dazu!“

„Vortrefflich!“ sagte der Mann; „und du hast die Wette verloren, und zuerst gesprochen; so muß man euch kriegen, ihr Trotzköpfe!“

Nun war die Zeit um; alle drey Faulenzer stellten sich bey Guavardo ein. Als sie aber ihre Meisterstücke erzählt hatten, konnt’ er sich erst nicht bestimmen,

wem er den Preis zuerkennen sollte, warf den Stein auf den Boden, und sagte: „Ihr Erzfaullenzler, der erste, der ihn kriegt, soll ihn haben.“

* * *

Alle lachten über die Geschichte der drey Faullenzler; weil sie aber zu kurz währte, mußte Molino noch ein Histörchen daran knüpfen.

VIERTES MÄHRCHEN.

Der genaue Diener.

Pandolf Zabarella, ein Edelmann aus Padua, war zu seiner Zeit ein wackerer Mann, den die ganze Stadt ehrte und werth hielt. Er brauchte einst einen Bedienten, suchte lange herum, und fand endlich einen Erzschnigel, der aber übrigens ganz sittsam und einfältig ausah.

Pandolfo fragte ihn, ob ihm seine Dienste anständen. Der Bediente, der Georg

hieß, fand sich ganz bereit, wenn der Herr mit ihm den ausdrücklichen Vertrag eingehen würde, daß er nur für die Pferde zu sorgen, ihn zu begleiten, und sonst nichts zu thun haben sollte. Der Herr war gutmüthig genug, sich diese Grille gefallen zu lassen, ließ einen Notar rufen, und die Urkunde zu Papier setzen.

Als sie eines Tages mitkommen ritten, geriethen sie auf einen sehr schlechten Weg. Der Herr fiel vom Pferd', und mitten in einen Sumpf; er stritt mit Händen und Füßen, konnte aber sich doch nicht auf die Beine bringen. „Gregor!“ schrie er, „hilf mir! Gregor! hörst du nicht?“ Gregor antwortete ganz gelassen: „Lieber Herr, so viel ist in der Urkunde nicht enthalten.“ „Gregor!“ schrie der Herr noch ein Mahl; „wirßt du mich im Stiche lassen?“

„Ja,“ antwortete Gregor; „denn ich darf euch nicht helfen, laut Contract.“

„Warte nur, du Schlingel!“ schrie der Herr; „das hat mir noch keiner gethan!“

Unterdessen hatten ihn einige Bauern aus dem Sumpfe gezogen, und als sie nach

Haufe kamen, verwies ihm Pandolfo seine Sorglosigkeit; Gregor entschuldigte sich aber mit den ausdrücklichen Worten der Urkunde.

Sofort setzten sie denn eine neue auf, in welcher Gregorn befohlen war, seinem Herrn in jedem Falle beyzustehen, sich nie von ihm zu trennen, und ihn nie zu verlassen.

Als der Herr nun eines Tages mit Kaufleuten aus Venedig durch die Stadt ging, hielt sich Gregor immer dicht an ihn, daß die Kaufleute über seine Einfalt lachten. Als sie nach Hause kamen, und ihm sein Herr diese Unanständigkeit verwies, schützte er abermahls den Contract vor, in dem sie nun ausdrückten, daß Gregor nicht so nahe bey seinem Herrn gehen sollte.

Gregor wußte noch nicht Maß und Ziel zu halten, sondern ging immer hundert Schritte hinter ihm. Der Herr kehrte sich manchemahl um, und hieß ihn näher kommen; Gregor gab aber immer ein Zeichen, daß er laut geschriebener Urkunde nicht näher kommen dürfe, bis der Herr im Contracte vorschrieb, daß er nicht

weiter, als drey Schritte von ihm, gehen sollte.

Gregors Einfalt war unerschöpflich: er nahm nun ein drey Schritt langes Holz, das er sich an die Brust und seinem Herrn nah an den Rücken hielt. Alle Umstehenden lachten über den lächerlichen Auftritt, und der Herr ward erst nach einiger Zeit gewahr, womit sie sich belustigten. Er schalt' ihn derb aus, und würd' ihn an der Stelle weggejagt haben, wenn er ihm nicht heilig versprochen hätte, sich künftig genau nach seinem Wunsche zu halten.

Nun war einige Zeit Friede im Hause; nur hatte sich der Herr zuweilen über Gregors Langsamkeit zu beklagen. Eines Tages sagte der Herr voll Leutseligkeit zu ihm: „Lieber Gregor, ich wünschte ein schmackhaftes Gericht Kalbfleisch zu essen; ich weiß, du wirst mir das beste bringen. Hörst du? Gähne nicht erst. Fort, fort! komm in einem Jahre damit!“

Gregor wischte sich die Thränen aus den Augen, nahm den Teller unter den Arm, und ging willig fort, nachdem er seinem Herrn erst wehmüthig die Hand

geküßt hatte. Wer hätt' es gedacht? der gute Gregor war wirklich so genau, daß er das ganze Jahr in Kummer und Noth hinbrachte, und sich nach dem Umlaufe desselben mit seinem schmackhaften Gerichte Kalbfleisch bey seinem Herrn einfand. Der Herr wußte nicht, ob er sich über ihm ärgern, oder lustig machen sollte. Er beschloß das Klügste, und brachte den guten Gregor in einem Spital' unter *).

*) Diese Märchen sind es nun, die ich aus der ganzen Sammlung für die erfindungsreichsten gehalten habe, und meinen Lesern daher ausheben wollte. Sollte hier und da eins seyn, das nicht den Geschmack eines jeden Lesers befriedigte; so weiß ich zu meiner Rechtfertigung nichts zu sagen, als was ich vielleicht hätte als Motto brauchen sollen: *Homo sum: nil humani a me alienum puto.*

Ende des zweyten Theils.



8^o L. A.
Sparavola

J. C. A.

Chapman





Straparola, Giovanni Francesco,

Die Nächte des Strapparola von Caravaggio aus dem Italienischen übersetzt

Bd.: Zweyter Theil

Wien 1791

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 4809 -2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258603-5

VD18 80077072-001